This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

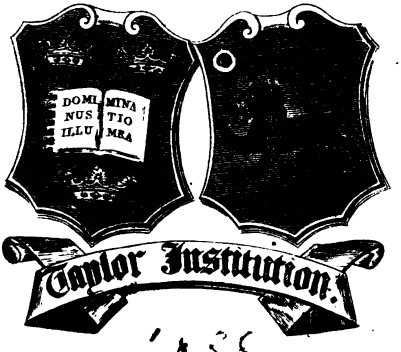
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Meine Ruh' ist Carmen Sylva

Balladen

1124 f 15.



1855

'Carmen Sylva' i.e. Bendingen
der Königin Elisabeth von
Rumänien'

cf Kayser's Bücher Lexikon
1883-86

Meine Ruh

von

Carmen Sylva.

1.

Balladen und Romanzen.

Zweite Auflage.

Berlin,
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1885.

Balladen und Romanzen

von

Carmen Sylva.

Zweite Auflage.

Berlin,
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.
1885.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Εὕρηκα!	1
Madonna	9
In der Werkstatt	20
Wüstenklänge	25
Die Post	29
Rozandra	32
Arm	39
Die Horen	43
Ihr Sohn	48
Calafat	54
Ein Sohn fürs Vaterland	56
Auf dem Ball	58
Die Nornen	60
Die Walkyre	63
Louis Napoléon	65
Klaglos	68
Am See	70
Auf dem Posten	73
Der Mutter Brief	74
Der Verbrecher	76
Das Standbild	79
Ein Kriegsbild	80

Seite

Mein König kommt zu mir 84
Götterkinder 87
Ein Hochgericht 90
Marie 92
Der verlorene Sohn 95
Die Heimkehr 99
Der Rebell 103
Kain 104
Der Himmelsbote 110
Das Erdbeben 112
Der Würgengel 116
Der Krieg 119
Magdalena 121
Ein Mörder 124
Frauenhände 126
Moses 130

Εὕρηκα!

In Indien war vor Zeiten ein König groß und gut,
Mit ihm war nicht zu ſtreiten in Ernſt und Edelmuth,
Es konnte Keiner klagen, daß Unrecht ihm geſchehn,
Und Niemand konnte ſagen, er hab ihn ſchlimm geſehn.
Und dennoch war im Lande viel große Traurigkeit,
In hohem, niederm Stande war Klag und Herzeleid.
Denn ach! dem Tugendreichen ward nie ein Sohn beſchert,
Dem Helden ohne Gleichen war Samen nicht gewährt.
Es riethen die Brahminen und baten dringend auch,
Der König wähle ihnen den Sproß, nach altem Brauch,
Da ſprach der König: „Gerne! gar bald ſoll es geſchehn,
„Doch wo, in Näh und Ferne, Ihr Räthe, find ich Den,
„Der Eine Tugend trüge tief in des Herzens Grund,
„Nur Eine: daß die Lüge nie ſchändet ſeinen Mund?
„Nach dieſer Tugend ſchätz ich den Würdigen allein,

„Wer Wahrheit spricht, den setz ich zu meinem Erben ein,
„Ganz gleich, von welchem Stande, ob alt er oder jung.
„Ich will von Land zu Lande, auf eigner Wanderung
„Ihn suchen und durchschauen und prüfen unerkannt,
„Nur meinen Augen trauen, bis ich den Rechten fand."
Der König sprachs und wählte den Stellvertreter noch;
„Und wenns nach Jahren zählte, den Rechten find ich doch."
Er griff, im Wollenkleide, dann frisch zum Wanderstab,
Und schritt zu Wald und Weide von seinem Schloß hinab.
Wo viele Leute wandern, da steht er still und schaut
Von Einem zu dem Andern, ob er dem Antlitz traut.
Er blickt den Zagen, Frechen, den Stolzen ins Gesicht,
Er will nicht eher sprechen, als bis ein Auge spricht.
Doch Alle gehn vorüber, wie Staub und Blatt und Moos,
Die froher und Die trüber und Die gedankenlos.
Dort, wo die Straßen breiter, ist jedes Auge matt,
Der König schreitet weiter durch Feld und Dorf und Stadt.
Hier geht ein Priester, feiner als Viele dieser Schaar,
Doch ist von diesen Keiner nur eine Stunde wahr,
Sie müssen stark sich schrauben; wo bliebe sonst ihr Geld,
Und Ehren, Würden, Glauben in dieser argen Welt!
Der Richter? nein! er scheuet das Urtheil folgenschwer,
Er windet sich und streuet geschminktes Recht umher.

Da naht ein muntrer Jäger, — der hat zu viel erlegt,
Wär seine Zunge träger, die gar zu flink er regt!
Hier kommt mit müden Schritten ein hagrer Derwisch an,
Der näselt seine Bitten; der König hält ihn an:
„Hast einmal Du im Leben die Wahrheit wohl gesagt?“ —
„Die hat es nie gegeben! nach der wird nie gefragt!“
Ein schwarzgelockter Knabe läuft auf den König zu.
„Hei, sprich, mein kleiner Rabe, sag schnell die Wahrheit Du:
„Woher sind die Bananen?“ — „Die hat man mir geschenkt!“
„So? konntest Du wohl ahnen, als Du Dich durchgezwängt,
„Zu stehlen diese Früchte, das würde Jemand sehn?
„Wärst wahr Du, feig Gezüchte, Dir wäre Glück geschehn!“
Der König schreitet weiter und weiter ohne Rast,
Da singt ein junger Reiter, im Schritt, im Sonnenglast.
„Wie weit bist Du gekommen?“ — „O Herr! der Stunden zehn
„Hab ich in drein genommen, so schnell wie Windeswehn!“
„Und dennoch ist nicht schäumend das weggewandte Thier?
„Ich schau Dich singend, träumend seit einer Stunde hier!“

Es wandern frische Mädchen am Könige vorbei,
Die Zungen gehn wie Rädchen, als obs bezahlet sei:
„Ich hatte sieben Freier!“ „Ich neun!“ „Und ich gar elf!“
„Und ich will keinen Schreier, dem ich zu tragen helf!“
Da lacht es leis im Rücken von muntrer Burschen Schaar:
„Das ist in allen Stücken gelogen auf ein Haar.“
Dort kommt auf Elephanten und auf Kameelen an,
Mit Söhnen und Trabanten, ein reicher Handelsmann,
Von stattlichem Geschlechte, die Augen doch so schlau,
Als ob ein Jeder dächte: „Die Welt kenn ich genau!“
Nur Einer schaut verwegen und ehrlich in den Tag;
Der König tritt entgegen aus schattgem Blüthenhag:
„Glück zu, auf Deiner Reise, und sprich, mein schöner Fant,
„Geht Alles gut im Gleise in unserm Heimathland?“
„So so! der König setzte den neuen Erben ein,
„Der quälte und der hetzte die Menschen groß und klein,
„Er jagte von dem Throne den alten König gleich,
„So blieb dem falschen Sohne die Krone wie das Reich.“
„Viel Dank, Du guter Kunde, genug hab ich gehört,
„Umsonst hab Deinem Munde gelauscht ich, ungestört,
„Denn was er sagen sollte, das hat er nicht gesagt,
„Und was ich wissen wollte, das hab ich schon erfragt!“

Verwundert und erſchrocken hört das der junge Mann,
Und treibt mit lautem Locken ſein Thier zum Eilen an,
Und: „Vater!“ ruft er, „Vater! ſiehſt Du den Alten dort?
„Du ſchlechteſter Berather! ich log ein Reich mir fort!
„Der arme alte Wandrer, der ſucht den Sohn allein,
„Ich weiß, es kann kein Andrer, als unſer König ſein!“
„Du Tölpel! ohne Nutzen und Zweck, was lügeſt Du?“
„Zur Uebung wollt ich ſtutzen Geſicht und Zunge zu!“
Da tritt ein ſtarker Bauer mit ſeinem Pflug vom Feld,
Der König ſchaut genauer, weil ihm ſein Gang gefällt:
„Wieviel haſt Du der Morgen gepflügt?“ „O neun bis zehn!“
„Ich war im Hag verborgen und hab Dir zugeſehn,
„Du haſt mit Deinem Pflügen gewandt der Morgen zwei,
„Und zogſt Dir mit dem Lügen viel Ackerland vorbei!“
Da ſtob ein junger Krieger heran, umringt, geſchmückt
Mit Lorbeerkranz, als Sieger, als großer Held beglückt:
„Wieviel haſt Du der Schlachten, mein Sohn, ſchon mitgemacht?“
„Ich flog von Wacht zu Wachten, zum Sieg von Schlacht zu Schlacht!“
„Dann waren Deine Kleider für Dich in fernem Krieg,
Seit langer Zeit war leider für uns der erſte Sieg!“
Mit ſchmerzlicher Geberde fällt eine ſchöne Maid
In Ketten hin, zur Erde, und küßt ihm Fuß und Kleid:

„Du alter Mann! errette! ich bin zu Tod verklagt!
„Sie schleppen mich zur Stätte, wo Gnade wird versagt!
„Ich kann mich ja nicht wehren, bin unschuldig und rein,
„Ich darf in allen Ehren noch eine Jungfrau sein!"
Die mit ihr gehen, winken, und sie wird fortgedrängt,
„Dort, wo Dein Kind ertrinken gemußt, wirst Du gehängt!
„Es haben Dich schon Viele des Treubruchs angeklagt,
„Nun ist am guten Ziele Dein Treiben, reine Magd!"
„Und vor dem Galgen stehst Du, mit einer Lüge, Weib?
„Im nächsten Winde wehst Du, den Geiern ist Dein Leib!"
Beim Weiterschreiten schwöret die Todgeweihte laut,
Der König steht und höret, bis es ihn fröstelnd graut.
Sein Diener sei im Sterben, vernahm der König da,
Ihn hätten viele Erben umringt, von Fern und Nah.
„Jetzt, mit dem Tod im Bunde, so tret ich bei Dem ein,
„In seiner Sterbestunde wird er aufrichtig sein:
„Was Du mir auch entwendet, veruntreut, schenk ich Dir,
„Mich spionirt, verschändet, verzeih ich gnädig Dir;
„Nur sollst Du ehrlich künden, was Du mir angethan,
„Ich schau nicht Deine Sünden, nur Deine Wahrheit an!"

„Für Dich ließ ich mich tödten! ich war Dein treuſter Knecht!
„Ich ſchwörs in Todesnöthen!“ — „Wahrſcheinlich haſt Du Recht!“
Viel traurig und betroffen ſchritt weit der König aus,
Wo nur ein Pförtchen offen, wo nur ein kleines Haus,
Da trat er ein, es ſtörte ſein mildes Weſen nicht,
Er frug ſo einfach, hörte mit ruhigem Geſicht.
Viel brauchte nicht zu wiſſen des Langgeübten Ohr,
Es klang ein ewig Miſſen aus jedem Wort hervor.
Da dacht er endlich: „Keinmal ſprach ich mit Frauen noch,
„Den Heuchlerinnen, einmal ſagt Eine Wahrheit doch,
„Weils nützlicher und klüger, wenn wahrhaft ſie betrog,
„Weil Wahrheit den Betrüger am ſicherſten belog.“
Da ſtand an ihrer Pforte mit klugem Augenpaar,
Und ernſtem, kargem Worte, die Stirne frei und klar,
Ein Weib, und ſah verſtändig den greiſen Wandersmann,
Als ob ſie tief inwendig ihn leſe, ruhig an.
Der König naht geſchwinder: „Sprich Weib, und lüge nicht,
„Giebts Eines Deiner Kinder, das nur die Wahrheit ſpricht?“
„Das Wahrheit ſagt? — ich habe ein Kind“, ſpricht lächelnd ſie,
„Mein einzger, ſchöner Knabe — ich weiß, der lüget nie!“

„So zeige mir in Eile den Wunderknaben nah,
„Es wird schon lang die Weile, seit Solchen ich ersah!"
Das Weib erscheint gerühret, will reden, geht ins Haus,
Und einen Jüngling führet sie an der Hand heraus,
Mit langen, goldnen Locken, sein Mund so ernst und rein,
Sein Haar wie Sonnenflocken, sein Blick wie Sonnenschein.
Dem König schlägt das Herze so stürmisch an die Brust,
Er hat vor Glück und Schmerze nicht mehr zu reden Lust;
Unnahbar weht ein Frieden um dieses Knaben Haupt,
Als wär er fremd hienieden, dem Himmelslicht geraubt.
Er streichelt ihm die Haare, er küßt der Stirne Licht,
Er schaut ins Aug ins klare, ins Engelangesicht.
Es denkt vernarbter Wunden, der alte, müde Mann,
Er denkt, ob er gefunden, was nicht bestehen kann.
Doch endlich bricht das Schweigen mit Bangen er: „Mein Kind!
Sprich, ob Dir wohl zu eigen gar gute Aeltern sind?"
Des Knaben Auge blauet, als wohnte Glück darin
Und schweigend, lächelnd schauet er mild zum König hin,
Dann wendet sich der Schöne nach seiner Mutter um:
„Er hört nicht, Herr, die Töne, er spricht nicht, er ist stumm!"
Da fallen schwere Thränen dem König in den Bart,

Er muß ans Haus ſich lehnen, er küßt den Knaben zart,
Die Lippen zittern leiſe von tiefverhaltnem Schmerz,
Und klaglos bricht dem Greiſe das alte, treue Herz.
Und heimwärts ſchleicht er, kündet den Prieſtern, daß verfehlt
Sein Suchen, und verbündet hat Einen man erwählt,
Nach alter guter Sitte, fürs frohe Königreich,
Aus der Brahminen Mitte, den Erben, ihnen gleich.

Madonna.

Am Tage, da ſchön Hildegard
Am Rheine ward geboren,
Da hat im Sand vor Jeruſalem
Ihr Vater das Leben verloren;
Und ihre Mutter vor Angſt und Pein
Die ſchlummert ſeufzend auf ewig ein,
So begann ſie des Lebens Reiſe
Als Waiſe.

Doch aus dem Rheine ſtieg behend
Ein Nixlein auf, als fliege
Sie, ſchritt ſie von Fels zu Fels
Und ſprach, vor des Mägdleins Wiege:

Ich ſchenke dem lieblichen Mündlein roth,
Dich ſelbſt zu retten aus aller Noth,
Und Troſt und Heilung zu fächeln:
Das Lächeln.

Die Kloſterfrauen nahmen ſie
Zu ſich und voll Erſtaunen
Bemerkten ſie, wie gut das Kind,
Voll Sanftmuth, ohne Launen,
Und wenn die Kleine etwas verſah,
So wußten ſie nicht, wie ihnen geſchah,
Statt ernſthaft zu ſchelten, ſie küſſen
Zu müſſen.

Die Kranken, die ſie nur angeblickt,
Geſundeten auf der Stelle,
Und lächelte ſie den Betrübten zu
Wards ſtill in ihnen und helle.
Bald ward das Kloſter ein Wallfahrtsort;
Statt heilgem Holze und Wachs und Wort,
Ward Leiden ein Lächeln geſpendet —
Geendet.

Zur Jungfrau ward ſchön Hildegard,
Da wogte Kriegsgetümmel,
Zum Kreuzeszug rheinauf, rheinab,
Stahlſtarrendes Gewimmel.

Von Frankreich und von Engelland
Die zogen mit durchs deutsche Land,
Mit Kreuzen geschmückte Reiter
Und Streiter.

Da nahmen die Nonnen das Mägdlein leis
Ins stillste Kämmerlein
Und sprachen: Du sollst im großen Dom
Heut Mutter Gottes sein,
Du sollst als Altarbild dort stehn
Und wenn inbrünstig die Ritter flehn
Schau nieder und lächle leise
Zur Reise.

Doch darf den heiligen Betrug
Kein Menschenohr erfahren,
Du mußts, in Deiner tiefsten Brust,
Bis in den Tod bewahren,
Wenn flüsternd nur Dein Mund es spricht,
Siehst nie mehr Du das Tageslicht,
Wo ewig Nacht und Schrecken
Dich decken.

Vom Dome drönt der Glocken Ton,
Da nahn in dichten Schaaren
Goldglitzernd, ernst und stattlich die
Zum Morgenlande fahren.

Und in der Kirche drängt sichs dicht,
Ein Apfel fiel zur Erde nicht.
Der Chor läßt mächtig Singen
Erklingen.

Die Mutter Gottes schaut empor,
Glückselig, ohne Ende,
Auf jungfräulichem Busen ruhn
Gekreuzt die zarten Hände.
Sie ist so überirdisch schön,
Als weht der Sphären leis Getön
Der Nahenden zum Segen
Entgegen.

Wie hat der Maler doch Natur
So wunderbar empfunden,
Wie hat er dieses zarte Roth,
Den Augenglanz gefunden?
Doch wie beim Benediz das Bild
Herniederschaut und lächelt mild,
Durchschauert staunend Freuen
Die Treuen.

Und vor der Thür beginnen sie,
Das Wunder laut zu preisen,
Sie sind voll Hoffnung, siegsgewiß,
Voll Ungeduld, zu reisen.

Nur Einer blieb im Dom zurück,
Er kniet mit unverwandtem Blick,
Fleht zum Madonnenbilde
Um Milde.

Der Tag verrinnt, die Sonne geht,
Es bricht die Nacht herein,
Der Ritter kniet noch immer dort,
Im düstern Lampenſchein.
Es wird den Nonnen mählich bang,
Schön Hildegard ſteht ſchon ſo lang,
Die iſt Entzückens trunken,
Verſunken.

„Maria", ſpricht der Ritter leis,
„Dir will ich mich vertrauen,
Du ſollſt in dieſer heilgen Nacht
Mein ſündig Herze ſchauen,
Willſt Du mich nicht von Qual befrein,
So werd ich bald des Todes ſein,
Drum ſchenke mir Vergeben
Und Leben!"

Der Ritter ſprach die ganze Nacht,
Er redet wie von Sinnen,
Doch aus dem Aug der Gottesmagd
Zwei ſchwere Thränen rinnen.

„Maria!“ ruft der Ritter wild,
„Du haſt vergeben gütig mild,
Hier will, Dir zu gehören
Ich ſchwören.

Komm ich lebendig einſt zurück,
Als Held vom heilgen Lande,
Leg ich zu Deinen Füßen hier
Erſt nieder meine Bande.
Ich bin der Himmliſchen verlobt,
Mein wildes Blut hat ausgetobt,
O lächle mir! ich leide
Und ſcheide.“

Und da ſie noch ſein Flehn erhört,
Iſt kühn er fortgeſchritten,
Sie aber iſt auf kalten Stein
Ohnmächtig hingeglitten.
Die Nonnen fanden ſie erſchreckt,
Und haben ſie erſt aufgeweckt,
Auf ihrem Bett mit Schmeicheln
Und Streicheln.

Drei Jahre gingen übers Land,
Da kamen Viele wieder,
Mit ernſtem Aug und dunkelm Bart,
Geſund doch ihre Glieder.

Im Schlachtgetümmel hatten ſie
Die holde Mutter Gottes, die
Die Wunderkraft beſeſſen,
Vergeſſen.

Nur Er, der Eine kam nicht mehr,
Es hieß, er ſei geſtorben
An ſchweren Wunden, aber Ruhm,
Viel Ruhm hab er erworben.
Schön Hildegard, die ſprach kein Wort,
Sie ward nur bleicher immerfort,
Ihr Lächeln war vor Bangen
Vergangen.

Und eines Tages bat ſie heiß,
Man mög zur Oſterfeier
Zur Himmelsbraut ſie ſegnen ein,
Ihr geben Ring und Schleier,
Nur wolle ſie die letzte Nacht
Allein im Dome halten Wacht,
Wie, als die Ritter kamen,
Im Rahmen.

Der Säulenwald im Dome ragt,
Als ob er Himmel trüge,
Im Düſtern hörte Hildegard
Die eignen Athemzüge.

Sie fleht zu Gott inbrünſtig weich,
Die Hände ſind durchſichtig bleich
Und ihre Augen leuchten,
Die feuchten.

Da klirret leis die Kirchenthür
Und durch die Säulen gleitet
Ein Schatten, dann erſcheint ein Mann,
Der mühſam vorwärts ſchreitet.
Vorm Altar ſinkt er in die Knie,
„Hier iſt Dein Bräutigam, Marie,
Ich bin Dir treu geblieben
Im Lieben.

Doch dieſe Liebe ward ſo heiß,
So irdiſch, voller Sünde,
Du ſchwebſt mir vor als lebend Weib,
Wenn ich mein Herz ergründe,
Ich wollte leiden ewge Qual,
Dürft ich im Arm ein einzig Mal
Mit meiner Lieb Gewalten
Dich halten.“

Kaum wagt der Ritter bei dem Wort
Das Auge zu erheben,
Da ſieht er das Madonnenbild
Erglühen und erbeben.

Sie lächelt wie in ſelger Luſt,
Sie ſchwebt herab an ſeine Bruſt,
Er hält die Lebenswarme
Im Arme.

„Ich bin die Mutter Gottes nicht,
Bin ſelber voll Gebrechen,
Wollt Morgen, eh der Tag beginnt,
Dem Heiland mich verſprechen,
Doch lieb ich Dich ſeit jener Nacht,
Die Du hier betend zugebracht,
Kann Dich vom Herz, dem heißen,
Nicht reißen."

Und laut erdröhnt die Kirchenthür,
Es nahen alle Nonnen
Zur Nachtmett, ihre Kerzen ſind
So furchtbar hell, wie Sonnen,
Sie ſtürzen wie die Fluth herbei,
Und legen dann mit Wehgeſchrei
Schön Hildegard mit Schande
In Bande.

Doch iſt ſeit ihrem erſten Blick
Herr Siegurt ſchon geneſen,
Er ruft: „Ich bin im heilgen Land
Umſonſt ein Held geweſen,

Wenn ich Dich nicht mit ſtarker Hand
Aus Kerkernacht, von Grabesrand,
Vorm erſten Hahnenſchreie
Befreie."

Ein De profundis iſt noch laut
Um Hildegard erklungen,
Dann iſt die mächtge Eiſenthür
Schütternd ins Schloß geſprungen.
Schön Hildegard die liegt allein,
In Grabesnacht, auf feuchtem Stein,
Um langſam zu verderben,
Zu ſterben.

Und wer das Kloſter auch erſtürmt,
Der findet nicht die Stelle,
Denn grundlos tief iſt in den Fels
Geſprengt die enge Zelle.
Kein Ruf, kein Schrei dringt mehr hinaus,
Begraben iſt in Nacht und Graus
Die ſchönſte Maid am Rheine
In Steine.

Vom Morgengrauen weiß ſie Nichts,
Sie ſieht ihr ganzes Leben
Wie Bilder, die man eben zeigt,
An ſich vorüberſchweben,

Sie ſieht ſich als Maria ſtehn,
„Wie war das unvergeßlich ſchön,
Gern will dafür mein Leben
Ich geben.“

Bei dem Gedanken lächelt ſie,
Sie hat den Sieg errungen; —
Doch wie? Vor ihrem Lächeln iſt
Der Kerker aufgeſprungen.
Es zeigt ein ſchwacher Schein ihr an
Wohin zu fliehen, daß ſie kann
Vor grimmger Nonnen Wüthen
Sich hüten.

Sie fliegt zum Rheine, weiß ſie doch,
Er muß von drüben kommen,
Wenn er ſich reiſig Volks genug
Zum Sturme mitgenommen.
Doch ihre Flucht ward plötzlich laut,
Die Pförtnerin hat ſie erſchaut,
Es kommt in dichten Haufen
Gelaufen.

Und drüben an dem Ufer will
Ein Kahn das Land verlaſſen,
Herr Siegurt kommt zu ſpät, es ſiehts
Die Arme mit Erblaſſen!

Doch winkt er ihr, da lächelt ſie,
Wird kraft- und muthbeſeelt, wie nie,
Den Rhein zu überſchreiten,
Den Breiten.

Und wie ſie auf das Waſſer tritt,
Geht Sonne auf, und Wellen,
Des Mägdleins Lichtgeſtalt, ihr Haar,
Den Fuß, den leichten, ſchnellen,
Taucht ſie in rothe Gluthen ein,
Daß rings ein lichter Heilgenſchein
Sie auf der Waſſerreiſe
Umkreiſe.

Am Ufer knien die Nonnen ſtumm,
Die Männer knien im Schiffe,
Ein Nixlein liegt verſteckt und lacht
Auf wellumſpültem Riffe,
Und wie erſchöpft das Mägdlein fällt,
Da Siegurt ſie in Armen hält,
Lachts rings in Stromesſchnellen
Und Wellen.

In der Werkſtatt.

Nacht iſts, des Malers Werkſtatt matt erhellt
Vom letzten Flackerfeuer rother Scheite,
Aus denen Funk um Funke kniſternd ſchnellt.

Die Ecken dunkel, Bilder rings zur Seite,
In buntem Wirrwarr ſorglos hingeſtellt,
Tragbalken ſtreben auf, in dunkle Weite.

Umhergeſchleudert liegen Teppiche, Gewänder,
Und Waffen, wie nach ausgefochtnem Streite,
Von Zeit zu Zeit verglühen ihre Ränder.

Halb fiel der Vorhang nieder vom Skelett
Und einer Treppe reichgeſchnitzt Geländer
Scheint ſich zu rühren; auf dem Ruhebett

Liegt eine Mandoline, ihre Saiten
Erbeben noch, ein Schühchen zierlich nett
Daneben, dann ein Korb, dem wirr entgleiten

Orangenblüthen, Veilchen, Roſen, — feſt
Klingt auf der knarrnden Treppe männlich Schreiten.
Den Ring am feinen ſchlanken Finger läßt

Die Lampe blitzen dann und wann; die Züge
Sind müde, wie das Feuer, drin ein Reſt
Unruhger Funken ſucht die höchſten Flüge;

Es wechſelt Spannung ab mit Unzufriedenheit,
Viel Selbſtgefühl mit herber, ſtrenger Rüge,
Er ſtellt ſich vor ein Bild, bald nah bald weit.

Er hebt die Lampe, um es zu betrachten,
Madonna iſt ſo mild, in ſtillem Leid,
Dieweil ſein ſcharf beleuchtet Antlitz Schlachten

Verkündet, wie einſt fußbreit Zoll um Zoll
Ertrotzet ward, wie Leidenſchaft entfachten
Zum Strom Gewalten bis ſie mächtig quoll.

Halbleiſe ſprach der Mann: „Es iſt vollendet!
Was heißt vollendet? frag ich unruhvoll,
Weil ich ſo wollte, hab ich heut geendet!

Weil ich es wollte? nein, weil ſie verſprach,
Es werde mir zum Lohne dann geſpendet
Was ich erfleht, nur ſollt ich immer noch

Die Züge, die ihr ähnlich, glätten, feilen.
Nun ließ ich mich bethören, bittre Schmach
Muß meinen Künſtlerſtolz noch heut ereilen,

Bevor mein ſehnend Herz noch Glück gefühlt,
Und ihr Beſitz, ſelbſt ſie kann das nicht heilen,
Was glühendem Eiſen gleich die Bruſt durchwühlt,

Hier drüber hin ein voller Pinſel, Einer,
Der hätte alle dieſe Wuth gekühlt,
Die in mir ſtillet ihrer Küſſe Keiner!“

Und zur Palette greifend, ſtreicht er wie von Sinnen
Schon zu das Bild, er ſieht es lächelnd kleiner,
Dann Nichts; aufathmend ſchreitet er von hinnen.

Doch noch bevor die Stufen er erreicht,
Theilt eine Hand den Vorhang und nach Innen
Schaut raſch ein goldig Haupt, und ſchwebend ſchleicht

Heran das wundervollſte Weib, es glänzen
Die Augenſterne, alles Kleine weicht
Vor dieſer Götterſchönheit ohne Grenzen.

„Madonna!“ ſpricht er, ſtrahlend vor Entzücken.
„Ich komme, um den Sieger zu bekränzen,
Mit allerhöchſter Liebe zu beglücken,

Ich weiß es ja, vollendet iſt das Bild!“
Bleich ſtarrt er an ſie, ſeine Finger drücken
Sich ſchattenwerfend vor die Lampe, wild

Zum Herzen jagt das Blut; „die Götter ſteigen
Herab zu ſchwachen Menſchen alſo mild,“
Spricht er, „die ſich in Anbetung verneigen!“

„Daß würdig Ihr der Gunſt, das ſolltet Ihr
Nun eilends in dem fertgen Bilde zeigen.“
„Es iſt ja Nacht und viel zu dunkel hier,

Laßt mich, Madonna, Euch allein beſchauen,
Ihr kommt ja nicht zum Künſtler, kommt zu mir,
Dem Schmachtenden, den Siechen zu bethauen!“

„Doch will ich ſicher ſein!“ ſpricht ſie und lacht.
„Den Männern iſt ja nimmermehr zu trauen,
Wenn man beſtändig nicht ſie ſtreng bewacht!“

Mit raſchem Griff hat ſie ihm ſchon entwunden
Die kleine Lampe, eh ers nur gedacht,
Und ſteht vorm Bild — es rinnen die Secunden.

Das helle Roth, das erſt ſie überfluthet,
Der Naſenflügel Zittern iſt verſchwunden,
Dann ſpricht ſie kalt: „Ihr habt mir zugemuthet

Für eine Laune Tag für Tag zu ſtehn,
Mich lebend zu ſeciren, wenn verblutet
Das Opfer, hoch berühmt hervorzugehn.

Es war nur eine Studie, eine Welle
Im Meer der Kunſt, ſie bricht ſich, muß verwehn,
Man hat gelernt und dankt kaum dem Modelle!“

„Verſteht mich doch und höret meine Beichte:
Ich wollte tödten mich auf dieſer Stelle,
Daß ich die Götterſchönheit nicht erreichte,

Die Euch durchweht, zu ſchwach iſt meine Hand,
Als daß ſie der Natur Vollendung zeigte,
Da ichs zerſtörte, war ich von Verſtand.

Doch jetzo bin ichs mehr, da Ihr mir ſchmollet,
Laßt nicht verſchmachten mich an Kelches Rand,
Verlangt die Liebesprobe, die Ihr wollet,

Nur an die Macht da drinnen rühret nicht,
Denn ſie zerknickt, vernichtet, wenn ſie grollet!“
„Und dem, der reuelos Verſprechen bricht,

Der eines Weibes Liebesgluth verſchmähet,
Ergiebt ſie ſich? Ich ſeh, Ihr braucht mich nicht,
Da Ihr in andrer Göttin Dienſte ſtehet!“

Vernichtend, kalt sieht sie den Armen an,
Hüllt dunkel sich in Spitzen ein und gehet,
Er rührt sich nicht, steht wie im Zauberbann,

Dann wacht er auf, rauft sich das Haar und flucht
Sich selbst, der Kunst; dort blinkts ihn lockend an,
Mit hastger Hand in seinen Waffen sucht

Er ein Stilet. „Das macht der Qual ein Ende!"
Nun holt er aus, mit ungestümer Wucht,
Zu tiefem Stoß — da halten zarte Hände

Die Seine fest, und goldner Locken Fluth
Ruht an der Brust ihm: „daß ich so Dich fände
War meine Angst — Ich bring Dir Trost und Muth:

Ich liebe maßlos Dich und ohne Ende:"

Wüstenklänge.

Andalusiens Zaubergarten
Schauert nächtlich Blüthen nieder,
Auf des dunkeln Wüstensohnes
Stürmisch heiße Liebeslieder.
Ach! er sucht die Wüstenblume,
Sucht die flüchtige Gazelle,
Die Oasis seiner Augen,
Seines Herzens frische Quelle.

Und er hemmt den Strom der Lieder,
Athemlos hinauszulauſchen,
Zärtlich ſenden weiße Blumen
Ihren Duft ihn zu berauſchen.
Reich geſchmückt, von Golde glänzend,
Steht das Haus im Mondenſcheine.
Stille rings; nur ſeine Klage
Zittert durch die Nacht alleine.
Nicht Paläſte hat die Wüſte,
Doch der Theuern Zelt zu ſchmücken,
Wagt er manchen blutgen Kriegszug,
Nur nach neuen Teppichſtücken,
Nur um ihre beiden Grübchen,
Ihrer Zähne Glanz zu ſchauen,
Während ihre Worte perlend
Auf ſein heißes Herze thauen.
Als ein fremder Scheich ſie raubte,
Hört er ihren Angſtruf hallen,
Auf dem Hengſte hat er windsſchnell
Ihren Räuber überfallen.
Blutig war und heiß das Ringen,
Bis der Scheich ſich wälzt im Sande,
Bis ſein Falkenauge brechend
Zu ihr ſchweift im letzten Brande. —
„Ewig will ich Dir gehören!“
Sprach ſie ſanft, den Hengſt beſteigend,
Und auf ſeine Bruſt ihr Köpfchen
Ohne Widerſtreben neigend.

Doch, als wieder er gekommen,
Sie zu mahnen, sie zu fragen,
War verschwunden die Geliebte,
Vom Samume fortgetragen.
Furchtbar war sein Schmerz zu schauen:
Mit zerrissenem Gewande
Fluchte er der Maid, dem Schicksal,
Stöhnend in dem heißen Sande,
Raffte sich empor, um hallend,
Weithin einen Schwur zu schwören,
Durch die ganze Welt das Mägdlein
Nie zu suchen aufzuhören.
Andalusiens Zaubergarten
Hat ihn endlich aufgenommen,
Und vor ihres Hauses Schwelle
Ist er singend angekommen.
Nacht um Nacht will mit den Liedern
Aus der Heimath er sie rühren,
Um sie, in den starken Armen,
In die Wüste zu entführen.
Aber Andalusiens Düfte
Haben sie zu lind umfangen,
Nach der ernsten Heimath hegt sie
Wohl schon längst nicht mehr Verlangen!

Horch! da nahn Gazellenschritte,
Und Gazellenaugen leuchten!

Will der Thau vom Himmel fallen,
Um die Erde zu befeuchten?
Und zwei weiße Arme ſchlingen
Sich um ſeinen Nacken; flehen
Klingt in ſeinem Ohre: „Trauter!
„Liebſt Du mich, ſo mußt Du gehen!
„Jedes Deiner ſüßen Lieder
„Bringt nur Bangen, Schmerz und Noth mir,
„Deine Liebe zu genießen,
„Brächte nur den ſichern Tod mir.
„Die Gazelle liegt gefangen,
„Hat die Freiheit faſt vergeſſen,
„Darf im Traume kaum mehr wiſſen,
„Daß ſie Dich dereinſt beſeſſen!“
Und zwei Lippen hängen trunken
An den Seinen. Blitzesſchnelle
Zuckt ſein Stahl und birgt im Buſen
Bis ans Heft ſich der Gazelle.
An dem nächſten Baum zerſchmettert
Liegt die Leyer: „So erreiche
„Meine Rache ihren Vater,
„Ihren Stamm mit einem Streiche!“
Einmal muß er zu der holden,
Stummen Braut ſich niederbücken,
Auf die kalten, weißen Lippen
Einen heißen Kuß zu drücken.
Dann erhebt er ſich und wendet
Sich zur fernen Heimath wieder. —

Andaluſiens Zaubergärten
Regnen zärtlich Blüthen nieder.

Die Poſt.

Der ruſſiſche Kaiſer, der fährt wie der Wind,
Doch nicht wie rumäniſche Poſt ſo geſchwind,
Acht Roſſe vorm Wagen und iſts nicht genug
Wir fahren zu zwölf, wie der Eiſenbahnzug.
Dann brauſen wir knallend und jauchzend herbei,
Auf zitternden Brücken, ins Dorf mit Geſchrei!
Und Heidi! Juchheidi! Ihr Gäule voran!
Ihr luſtigen Vögel! es fliege, wer kann!

Bei glühender Sonne, bei wirbelndem Staub,
In Wolken gehüllet, wie flatterndes Laub,
Denn führe man langſam, man wär ſchon erſtickt —
Da jagen die Reiter, vom Berge geſchickt,
Mit wehenden Mänteln, mit flatterndem Haar,
Die Büffel, die Schafe mit raſen ſie gar,
Und Heidi! Juchheidi! Wohl tauſend ſind wir!
Das fliehet, wie Sturmwind, durchs weite Revier!

Und iſt es im Winter, bei Schneeſturm und Eis,
Da geht es im Schlitten, nicht Spur, noch Geleis;
Da ſieht man das Wirthshaus am Wege nicht mehr,
Kein Graben, kein Pfeiler, nur Schnee, wie das Meer.

Den heulenden Wölfen, dem Rabengeschrei,
Dem schwindelnden Abgrund am Rande vorbei.
Und Heidi! Juchheidi! die Straße verfehlt,
Was thut es! man hat auf die Rosse gezählt!

Es strömet der Regen, der Bergstrom, empört,
Hat schäumend, in Wirbeln, die Brücke zerstört,
Und Wasser das Land, das mein Auge bestreicht,
Ein Waghals, wer jenseits das Ufer erreicht,
Um zehn Louisd'or und wir schwimmen hinweg,
Fast kugelt der Wagen, man stand auf dem Deck,
Doch Heidi! Juchheidi! wir schreien so laut,
Daß selbst vor uns Drachen das Wasser sich graut!

Und wenn wir vorüber den Leuten gejagt,
Da haben wir Manchem ein Scherzwort gesagt,
Noch hallt das Gelächter, schon fahren wir weit,
Die klingenden Glöcklein sind lustig Geleit.
Denn hätten die Rosse die Glocken nicht an,
Was hülfe beim rasenden Tempo bergan?
Und Heidi! Juchheidi! Nein langsamer, sacht,
Hier geht es bergunter, nur ruhig, bedacht.

Da stehen zwei Mägdlein, die sanft sich geküßt,
Ich zog meine Pelzmütz, hab freundlich gegrüßt:
Ich bitt Euch recht schön! o so gebet mir auch
Ein Bischen davon für mich hungernden Gauch!

Nicht Vater, nicht Mutter die hab ich, bin klein,
O ſchenkt mir ein wenig und ſaget nicht nein!
Und Heidi! Juchheidi! und hinter mir her
Da hört ich ſie lachen und ſah ſie nicht mehr!

Dort ſingt es vom Kloſter mit Glockengeläut,
Uns haben die Nonnen mit Blumen beſtreut,
Sie blicken ſo roſig aus ſchwarzem Talar,
Die Augen, die haben hier Schleier ſogar,
Von ſeidenen Wimpern, die ſchlagen ſie auf,
Zur Labung dem Reiter nach durſtigem Lauf,
Und Heidi! Juchheidi! Sie ſchauen uns nach
Und hoffen, daß uns es an gar Nichts gebrach!

Nun geht es bei Nacht in das Städtchen hinein,
Und hell iſt der Himmel von röthlichem Schein.
Da ſtürmt es zu Pferde, zu Wagen heran,
Mit brennenden Fackeln und rauchendem Span.
So geht mit Knallen und Trappeln und Schrein
Ein feuriger Knäul in die Hölle hinein,
Und Heidi! Juchheidi! Durch Blumen und Licht,
Durch Menſchen und Pferde, noch ſtehen wir nicht!

Einſt brach ich die Beine im Sturz auf einmal —
Ich fuhr meinen König — es war mir fatal!
Doch als nach drei Wochen zurück er gereiſt,
Da ſaß ich im Sattel, der Herr ſei gepreiſt!

Den heulenden Wölfen, dem Rabengeſchrei,
Dem ſchwindelnden Abgrund am Rande vorbei.
Und Heidi! Juchheidi! die Straße verfehlt,
Was thut es! man hat auf die Roſſe gezählt!

Es ſtrömet der Regen, der Bergſtrom, empört,
Hat ſchäumend, in Wirbeln, die Brücke zerſtört,
Und Waſſer das Land, das mein Auge beſtreicht,
Ein Waghals, wer jenſeits das Ufer erreicht,
Um zehn Louisd'or und wir ſchwimmen hinweg,
Faſt kugelt der Wagen, man ſtand auf dem Deck,
Doch Heidi! Juchheidi! wir ſchreien ſo laut,
Daß ſelbſt vor uns Drachen das Waſſer ſich graut!

Und wenn wir vorüber den Leuten gejagt,
Da haben wir Manchem ein Scherzwort geſagt,
Noch hallt das Gelächter, ſchon fahren wir weit,
Die klingenden Glöcklein ſind luſtig Geleit.
Denn hätten die Roſſe die Glocken nicht an,
Was hülfe beim raſenden Tempo bergan?
Und Heidi! Juchheidi! Nein langſamer, ſacht,
Hier geht es bergunter, nur ruhig, bedacht.

Da ſtehen zwei Mägdlein, die ſanft ſich geküßt,
Ich zog meine Pelzmütz, hab freundlich gegrüßt:
Ich bitt Euch recht ſchön! o ſo gebet mir auch
Ein Bischen davon für mich hungernden Gauch!

Nicht Vater, nicht Mutter die hab ich, bin klein,
O ſchenkt mir ein wenig und ſaget nicht nein!
Und Heidi! Juchheidi! und hinter mir her
Da hört ich ſie lachen und ſah ſie nicht mehr!

Dort ſingt es vom Kloſter mit Glockengeläut,
Uns haben die Nonnen mit Blumen beſtreut,
Sie blicken ſo roſig aus ſchwarzem Talar,
Die Augen, die haben hier Schleier ſogar,
Von ſeidenen Wimpern, die ſchlagen ſie auf,
Zur Labung dem Reiter nach durſtigem Lauf,
Und Heidi! Juchheidi! Sie ſchauen uns nach
Und hoffen, daß uns es an gar Nichts gebrach!

Nun geht es bei Nacht in das Städtchen hinein,
Und hell iſt der Himmel von röthlichem Schein.
Da ſtürmt es zu Pferde, zu Wagen heran,
Mit brennenden Fackeln und rauchendem Span.
So geht mit Knallen und Trappeln und Schrein
Ein feuriger Knäul in die Hölle hinein,
Und Heidi! Juchheidi! Durch Blumen und Licht,
Durch Menſchen und Pferde, noch ſtehen wir nicht!

Einſt brach ich die Beine im Sturz auf einmal —
Ich fuhr meinen König — es war mir fatal!
Doch als nach drei Wochen zurück er gereiſt,
Da ſaß ich im Sattel, der Herr ſei gepreiſt!

„Da bist Du schon wieder!“ so sprach er zu mir.
Ich lachte: Ja, Herr, denn Rumänen sind wir!
Und Heidi! Juchheidi! dazu Postillon!
Ich trag von Geburt sieben Leben davon!

Und wär ich gestorben, ich hielt es nicht aus,
Ich müßte doch wieder ins Weite hinaus!
Ich nähm die acht Zügel, die Peitsche zur Hand,
Noch kaum in dem Sattel durchflög ich das Land,
Das ging mir zu langsam, mit Näselgesang
Zu Grabe! der Reiter! Im Sarg würd mir bang,
Und Heidi! Juchheidi! Vom Wagen hinab,
Zu Pferd und ich führ mich Carrière zu Grab!

Roxandra.

Es jagt der Sturm die Wolken schwer
Dem vollen Mond vorüber,
Aufblitzend rauscht vom Thale her
Der Seret laut herüber.

Bald dunkelt höllenschwarz die Nacht,
Bald ist es blendend helle,
Hoch vom Altane flüsterts sacht:
„O schnell, Geliebter, schnelle!

„Dort in dem Wäldchen ſcharrt mein Hengſt,
„Das Waſſer zu durchwaten,
„Eh Du Dein Haupt den Häſchern ſchenkſt,
„Für tauſend Goldducaten!

„O Lascar, flieh! es harret Dein
„Der Türken ganze Meute,
„Mein Mann ſchloß ſich mit ihnen ein,
„Sie ſagten deutlich: Heute!“

Es hatte zu der Holden leicht
Der Kühne ſich geſchwungen,
Bis ihn ihr weißer Arm erreicht,
Ihn ſtürmiſch hält umſchlungen.

Zur Erde wallt ihr Rabenhaar
Auf ſchimmerndem Gewande,
Es loht ihr dunkles Augenpaar
In ungeſtümem Brande.

„„O küſſe mich zum letzten Mal,
„„Wenn ich zum Tode reite,
„„Als Talisman, die Furth iſt ſchmal,
„„Und düſter droht die Weite!

„„Es iſt ſchon jetzt die Flucht mir leid,
„„Was ſoll ich Dich verlaſſen?
„„Es werden, die für mich bereit,
„„Mich hinterrücks erfaſſen!““

„Nein, flieh für mich, es hat den Fluß
„Mein Renner oft durchſchwommen,
„Der ihn genau nicht kennt, der muß
„Darin ums Leben kommen.

„Mir wars, es hat ſich wo gerührt,
„Laß nicht die Zeit verſtreichen,
„Ich habe Menſchenhauch geſpürt,
„Für mich ſollſt Du entweichen!“

Sie drängt ihn fort; mit leichtem Sprung
Rührt er die feuchte Erde,
Ein raſcher Lauf, ein Ruck, ein Schwung,
Und flüchtig fort, zu Pferde.

Sie lauſcht dem nieerreichten Thier,
Verwünſcht des Herzens Schlagen,
Da hört ſie herriſch hinter ihr
Und rauh: Roxandra! ſagen.

Sie fühlt den heißen Funkelblick
Des Gatten ſie durchbohren,
Wie blitzerhellt ſieht ihr Geſchick
Hinſinkend ſie: Verloren!

„Du mußt mich tödten, ja, Bogdan,
„Ihm hab ich mich gegeben!“
Doch kalt, gelaſſen, ſpricht der Mann:
„Du irrſt, ich laß Dich leben!

„Nur Deine Haare nehm ich mir,
„Es hilft kein Sträuben, Wehren,
„Ich that Dir weh, doch mußt ich Dir
„Mir zu gehorchen, lehren.

„Des reichen Haares Teufelsmacht
„Halt ich in meinen Händen,
„Und will die ganze Seidenpracht
„Zum Liebesgruß verwenden.

„Im Mondschein soll in meiner Hand
„Er wehend sie erblicken,
„Um seinen Hals schling ich das Band
„Ganz fest, bis zum Ersticken.

„Nein, fürchte Nichts, mein Täubchen, er
„Wird niemals Dich vergessen,
„Und Dich verrathen nimmermehr,
„Du hast ihn ganz besessen."

Mit Lachen schwingt er sich aufs Roß,
Und jagt, vom Sturm getragen,
Allein dahin, um ohne Troß
Den Flüchtling zu erjagen.

Mit Lascar keucht, im Wogenkampf,
Der Renner in den Fluthen,
In Wirbeln, Gischt und Schaum und Dampf
Bis Maul und Flanken bluten.

Nun iſt das Ufer doch erreicht,
Sekunden muß er raſten,
Um auf den Grund, der tief erweicht,
Mit Windeslauf zu haſten.

Doch wie zurück der Reiter ſchaut,
Da kämpft ſchon mit den Wellen
Der ihn verfolgt, weit mehr vertraut
Mit Wirbeln, Stromesſchnellen.

Und Lascar ſpornt ſein Roß; das war
Geſpenſtiſch wildes Reiten,
Als wenn, von flüchtger Wolkenſchaar,
Auf Erden Schatten gleiten.

Und kürzer wird der Zwiſchenraum,
Jetzt ziſchts auf naſſem Raſen,
Man hört der Hufe Trappeln kaum,
Nur weiter Nüſtern Blaſen.

Es fühlt der Flüchtling, wie ſein Pferd
Beginnt, ſich matt zu regen,
Da hält er plötzlich an und kehrt
Sich ſtolz dem Feind entgegen.

Das war ein Ruf, ein Krach, ein Prall,
Ein wildverſchlungnes Ringen,
Ein Schwanken und ein dumpfer Fall,
In loſer Zügel Schlingen.

Und Bogdan hält des Feindes Bruſt
Mit ſtarkem Fuße nieder,
Und lacht: „Schau her, mein Freund, Du mußt
„Roxandra küſſen wieder!“

Und Lascar ſieht das theure Haar
Im Wind wie ſchwarze Schlangen:
Roxandra todt? — nun iſt ihm gar
Die Lebensluſt vergangen.

Er ſagt kein Wort, er wehrt ſich nicht,
Wie der die weichen Locken
Erdroſſelnd um den Hals ihm flicht,
Er fühlt den Athem ſtocken.

Dann iſts vorbei; es beugt Bogdan
Sich zu dem Feinde nieder,
Bis er das Antlitz ſchauen kann
Und fühlt die todten Glieder.

Und mühſam, vorſichtig entwirrt
Er nun der Haare Schlinge:
„Wie ſich Roxandra freuen wird,
„Wenn ich den Liebſten bringe!“

Er theilt das Haupt mit einem Hieb
Vom Rumpf, und feſtgewunden
In ſeines Weibes Haare blieb
Am Gürtel es gebunden.

Dann jagt er, wie er kann, zurück,
Der Fluß iſt höher, breiter,
Und trägt hinab ein großes Stück
Den wild verwegenen Reiter,

Und triefend tritt er bei ihr ein:
„Roxandra, komm, es müſſen
„Gar ſüß des Liebſten Lippen ſein,
„Du ſollſt ſie zärtlich küſſen!“

Und von dem Gürtel löſt das Haupt
Er aus dem blutgen Haare:
„Nicht wahr, das haſt Du nicht geglaubt,
„Daß ich ihn Dir bewahre?

„Du giebſt ſtatt Lohn und Grabgeleit
„Ihm einen Kuß zur Stunde,
„Sonſt ſchrei ich Deine Schande weit
„Hinaus, mit eignem Munde!“

Sie ſpricht: „Nun bin ich immer Dein,
„Seit Du mich Ihm gegeben,
„Ich küß ihn und ich bleibe Sein
„Fürs ganze, lange Leben!“

Arm.

Auf London liegt der Nebel
So ſchwer, ſo grau und dicht,
Man ſah ſeit langen Wochen
Nicht mehr das Tageslicht.

Die Lampen in den Straßen
Wie glühnde Augen roth,
Es dröhnt und brauſt da ewig
Die Jagd nach Geld und Brod.

Man ſtürmt an ſeinem Nächſten,
Als wär er Luft, vorbei,
Wie fliehende Geſpenſter
Vorm erſten Hahnenſchrei.

Aus engſter, düſtrer Gaſſe,
Aus ſiebenſtöckgem Haus,
Da tritt ein bleiches Mädchen
Mit wirrem Haar heraus.

Ins dünne, ſchwarze Bruſttuch
Hüllt ſie ſich frierend ein
Und ſucht mit düſtern Augen
Wie ſpät mag es wohl ſein? —

Ihr Vater war ein Weber,
Der huſtet ſich zu Tod,
Es ſtarb nach wenig Monden
Die Mutter auch vor Noth.

Und ihre ganze Habe,
Ihr Bett, ihr Tiſch, ihr Schrank,
Die wurden fortgetragen,
Als ſie ins Grab verſank.

Wenn nun von ihrer Arbeit
Die Tochter kommt daher,
So ſtarren nackte Wände
Sie an ſo öd und leer.

Still iſt es, wenn ſie eintritt,
Still wenn ſie ſich entfernt,
Die dunkeln Augen haben
Das Weinen längſt verlernt.

Nur einen Freund beſitzt ſie,
Ihr letzter, einzger Troſt,
Der ſteht heut ſehr gefährdet
Im dichten Nebelfroſt.

Ein duftiger Geranium, —
Sie denkt beſtändig dran,
Wie ſie vor dem Erfrieren
Den Freund beſchützen kann.

Denn jüngſt hat ſie verzweifelnd
So ſtarr hinausgeblickt,
Bis ſie mit blutger Stirne
Die Scheibe eingedrückt.

Nun ſtrömt, in dichten Wellen
Der düſtre Nebel ein,
Die feinen Finger fliegen:
Wie kalt mags draußen ſein?

Und endlich geht zur Neige
Der Arbeitstag, ſie eilt,
Statt Brod, Papier zum Kleben
Zu kaufen, unverweilt.

Es flackert in der Hand ihr
Der kleinen Kerze Schein,
So tritt ſie bei dem Freunde
Mit bangem Herzen ein.

Der Nebel füllt das Zimmer,
Legt auf die Bruſt ſich ſchwer,
Sie kniet vor dem Geranium
Und leuchtet drüber her.

Schwarz, ſchwarz ſind alle Blätter,
Am Strauch nicht Eines lebt,
Die Augen werden trüber,
Die Lippe zuckt und bebt.

Sie ſinkt an kalter Wand hin,
Vor Schluchzen ſpringt die Bruſt
Ihr faſt — noch kann ſie weinen,
Nur hat ſies nicht gewußt.

Dann ſpringt ſie auf: „Wie kindiſch!
Wie lächerlich fürwahr!“
Sie ſchüttelt ihre Glieder
Und wühlt im feuchten Haar.

„Wohl bin ich brav geblieben,
Doch hungre ich dafür,
Es liegt, wills ich nur greifen,
Das Brod vor meiner Thür.

Ich kann ja, wenns genug iſt,
Ins tiefe Waſſer gehn,
Doch kalt und ſchwarz iſts Waſſer —
Sie ſagen, ich bin ſchön.

Die Habe zu verkaufen,
Geh ich in Nacht hinaus,
Mich treibt die Blumenleiche,
Die ſtille, aus dem Haus.“

Sie eilt durch Nacht und Nebel,
Bleibt an der Themſe ſtehn,
Sie hört das Waſſer wandern,
Doch kann ſie es nicht ſehn.

Sie hebt den Fuß: „Ein Sprung nur
Ins Nichts — ach wie verzagt!“
Sie zittert und entfliehet
Von hinnen, wie gejagt.

Die Straßen auf und nieder,
Ihr Haar ist weiß bereift,
Es hat ein Trunkner lachend
Sie stieren Blicks gestreift.

Jetzt hebt sie einen Klopfer,
Und läßt ihn wieder los —
„Was thuts? Die arme Blume
Wird reifgedrücket blos!“

Dann klopft sie laut, am Hause
Durchwogt von Klang und Licht —
Auf London liegt der Nebel
Und Nacht, so schwarz und dicht.

Die Horen.

Der Sänger.

Im Thal ists Nacht, die Nebel ziehn,
Die weiß im Mondlicht scheinen —
O könnt ich nur mir selbst entfliehn,
Und Freude mir erweinen!

Die Harfe klagt in meiner Hand,
Ein Zittern rührt die Saiten,
Ich seh, im lichten Duftgewand,
Gestalten mich umgleiten.

Sie steigen auf aus schwarzem Schlund
Urtiefer Felsenritzen,
Umschlingen sich und schweben rund
Um zackge Felsenspitzen.
Sind meinem Haupte sie entflohn?
Seid Ihr die Nachtgedanken,
Die kalt wie schattenbleicher Hohn,
Wahnwitzig taumeln, schwanken?

Die Horen.

Wir schweben, kreisen, ziehen fort,
Uns hemmt kein Ruf, uns hält kein Ort,
Wir sind der Herzschlag dieser Zeit,
Ein Tropfen Thau der Ewigkeit.

Der Sänger

Rings tönt um mich ein Geisterchor, —
Seid Ihr die Harfenklänge,
Die ich versucht, die ich verlor,
Die himmlischen Gesänge,
Die sich in meiner Brust gedrängt
Mit tödtlichen Gewalten,
Die mir entflohn und unbeschränkt,
Bahnbrechend sich gestalten?

Die Horen.

Wir ſind das Jetzt, wir ſind das Einſt,
Was Du erhoffſt, was Du beweinſt;
Was Dich beflügelt, ſind wir auch,
Dein laſtend Leid, Dein Himmelshauch.

Der Sänger.

Ein leichtes Wehen fühl ich nahn.

Die Horen.

Wie ſteht er ſo verlaſſen!

Der Sänger.

Lehrt kreiſen mich auf Eurer Bahn!

Die Horen.

Mußt unſre Hände faſſen.
Schwebe, fliehe, Menſchenkind,
Laß Dein Leiden, laß das Glück,
Laß im Thal Dich ſelbſt zurück,
Werde Geiſt, wie wir es ſind.

Der Sänger.

Es hebt mich vom Boden,
Es weichen die Wände,
Bin raum- und gewichtlos,
Mich tragen die Hände,

Mich wehen die Winde,
Mich leiten die Lüfte,
Und ſchwindellos ſchau ich
In gähnende Klüfte.

Eine Hore.

Ich ſpende Dir Blumen.

Zweite Hore.

Bring Wohllaut Dir dar.

Dritte Hore.

Ich kränze mit Lorbeer
Dein lockiges Haar.

Der Sänger.

O macht mich leicht und frei!
Löſt mir die Erdenbande,
Daß ich, im Lichtgewande,
Nur Klang und Schauen ſei!

Die Horen.

Willſt Du ſein was Geiſter ſind,
Mußt Dich ſelbſt, die Welt vergeſſen,
Was Du littſt, was Du beſeſſen,
Nicht erinnern, Menſchenkind!

Der Sänger.

Vergeſſen? ach! mit Eiſeslaſt
Drückt mich Erinnrung nieder,

Ich fliehe ſie mit wilder Haſt,
Doch eiſern hält ſie mich umfaßt,
Zerbricht mir Herz und Glieder.

Vergeſſen? ach! ein Erdenſohn
Kann kein Vergeſſen trinken,
Vergiftet iſt ſein Schmerzenslohn,
Mißklingend ſchrillt ſein Freudenton,
Er ſieht Erinnrung winken.

Die Horen.

Die ſelige Stunde ſchon eilt ſie vorüber,
Der Morgen will grauen, das Mondlicht wird trüber,
Dein harren die Ketten, Dein harren die heißen,
Verzehrenden Schmerzen, Dein Hirn zu zerreißen.

Der Sänger.

Ich höre noch den Himmelschor
Mir Unverſtandnes ſingen,
Ich ſehe noch, im Nebelflor,
Den Strahlenreigen ſchwingen.
Mir iſt's, ich ſchwebte eben noch
Als Geiſt, an ihrer Seite,
Und bin in Felſennächten doch,
Allein, in ſtummer Weite.

Die Horen.

Uns hemmt kein Ruf, uns hält kein Ort,
Wir ſchweben, ziehen, wogen fort,

Vergänglich wie das Traumgesicht,
Vom Tag zur Nacht, aus Nacht zum Licht.

Der Sänger.

Nur Hohn ist, Wahn und Lug und Trug
Mein Ahnen und mein Schauen,
Mondschatten mein Gedankenzug,
In dem die Nebel thauen,
Ein Nichts, wie Wind und Wolkenflug,
Beim matten Tagesgrauen.

Die Horen.

Wir sind der Herzschlag dieser Zeit,
Für ewig und in Ewigkeit.

Ihr Sohn.

Drauß bebt die Luft vor Schwüle,
Doch kühl der weite Saal,
Drin sitzt auf hohem Pfühle
Der König beim Pokal.

Es spielt in weißem Barte
Die Hand, sein Auge blitzt,
Die Königin, die zarte,
Steht auf den Stuhl gestützt.

Ihr graues Auge funkelt,
Ihr Haar iſt ſchwarze Fluth,
Und um die Brauen dunkelt
Gedankenſchwere Gluth.

Mit vorgeſtreckten Händen
Und taſtend ſtillem Gang
Kommt an des Saales Wänden
Ein ſchönes Kind entlang.

Die Königin erbleichet,
Dem König bebt der Bart:
„Mein einzger Knabe ſchleichet
„Heran nach Blindenart.

„Für welche meiner Sünden
„Ward mir ſo ſchwerer Schlag?
„Ich ſinn es zu ergründen,
„Vergebens Nacht und Tag.

„Dem Glücke möcht ich fluchen
„Denn mich verhöhnt es blos?“
Des Knaben Finger ſuchen
Des Vaters Hand und Schooß.

Sein Antlitz voller Schöne,
Von Goldgelock umwallt,
Neigt er, als ob ihm Töne
Von fern ins Ohr gehallt.

„Wo iſt die Mutter?“ frägt er,
„Hier bin ich, Kind, bin hier!“
Er lächelt, doch nicht ſchlägt er
Die Augen auf zu ihr.

„In unſers Schloſſes Nähe“,
Ruft er, — „war ein Geſang,
„O Mutter! der that wehe!
„Ich ſing Dir, wie der klang!“

Der ſchöne Knabe ſinget
Ein Lied von Schmerz und Luſt.
Der bleichen Frau zerſpringet
Vor Seufzen faſt die Bruſt.

Sie drückt die ſchmalen Hände
Auf Mund und Angeſicht,
Daß ihr Gemahl nicht wende
Sein Haupt, ſie frage nicht.

„Man hole mir den Sänger“ —
Der König rufts, — „herbei,
„Daß er dem Kinde länger
„Ein Freudenbringer ſei!“

Es tritt vom Sonnenlichte,
Der Sänger in den Saal,
Im Blick, im Angeſichte
Ein glühnder Himmelsſtrahl,

Der ist zur holden Frauen
Wie Göttergruß geschweift,
Und hat, im Niederschauen
Das schöne Kind gestreift.

Es drängt in dichtem Kreise
Der ganze Hof ihm nach,
Die Harfe tönt und leise
Ruft sie ein Träumen wach.

Es flüstert durch die Saiten
Dem Weinen abgelauscht,
Aus längst verklungnen Zeiten, —
Dann sind sie aufgerauscht.

Hinströmt wie Meereswogen,
Wie Glockenton der Sang,
Wie Sturmwind hingezogen,
So wild, so tief, so bang.

Er singt von ewgen Minnen,
Die Königin blickt wild,
In weltverlornem Sinnen,
Des Schmerzes Marmorbild!

Nur einmal flammt in Wogen
Ihr Blut aus seinem Pfad,
Wie, von dem Klang gezogen,
Ihr Kind dem Sänger naht.

Der ſchaut zum Knaben nieder
Deß Hand die Saiten ſtreicht,
Und zu der Frauen wieder;
Und wanket und erbleicht.

Der König ſtarrt ſo düſter,
Sie ſteht in ſtummer Qual,
Es hebt und ſenkt Geflüſter
Wie Wind, ſich durch den Saal.

Es blitzt ein zündend Lohen:
„Sing noch!“ ſo fleht das Kind:
Durch Wetterwolkendrohen
Ein ſanftes Leuchten rinnt.

Als hätt in Todesnöthen
Das Lied der Nachtigall,
Mit ſeinem ſanften Flöten,
Gehemmt der Hölle Schwall.

Als wollt er von dem Böſen,
Von Sündenqual befrein,
Das bange Weib erlöſen,
Setzt nun der Sänger ein.

Er ſingt, als gälts das Leben,
Er ſingt mit Sphärenton,
Die rothen Lippen beben
Dem blinden Königsſohn.

Es ſchweigt das Lied und weiter
Gehts Flüſtern durch die Reihn,
Der Knabe horcht und heiter,
Glückſtrahlend nickt er drein.

Und finſtrer blickt der König,
Es zuckt ſein Angeſicht:
„Was murmeln ſie vieltönig?
„Sag Knabe, was man ſpricht!“

— „Sie ſagen, ich ſoll gleichen
„Dem Sänger auf ein Haar,
„Dem holden wunderreichen
„Bis auf ſein Augenpaar!“

Des Knaben Wort verhallte,
Im Saal wirds grabesſtumm,
Und ſchweigend blickt der Alte
Nach ſeinem Weib ſich um.

Sie ſenkt vor dem Gemahle
Den Blick, und ſteht wie Stein,
Ein Schauer weht im Saale,
Der Knabe lacht allein.

Der König ſiehts; — ein Lachen
Umkräuſelt ſeinen Mund,
Des Höllengeiſts Erwachen
In ſeiner Seele Grund.

„Auf daß der Sänger gleiche
„In Allem jenem Kind,
„So sei der Wunderreiche
„Vor mir von Stund an blind!"

Der König hat geendet,
Die Sühne wird vollbracht,
Der Sänger schleicht geblendet
Hinaus, in ewge Nacht.

Calafat.

Die Donau strömet breit dahin,
So kraftbewußt, so ruhevoll;
Sie hält das Land im Arme fest
Und hats an weiche Brust gepreßt,
Deß Marken sie beschützen soll.

Widin und Calafat die stehn
In Abendsonnengluth getaucht,
Die Ruhe athmet überall —
Da zuckt ein Blitz, da dröhnt ein Knall,
Die Erde bebt, das Wasser raucht.

Es zischen in die goldne Fluth,
Es sausen durch die Lüfte schwer,
Aus schwarzen Schlünden ausgesandt,
Als Brudergruß, von Land zu Land,
Die mächtgen Bomben hin und her.

Hoch oben, auf der Batterie
Steht König Karl so ruhig da;
Ihr Mannen, schaut den Tod nur an,
Der Führer selber denkt nicht dran,
Was ihn umringet drohend nah.

Er schaut mit ernstem Angesicht
Hinaus, und denkt, obs ihm wohl glückt,
Daß er Widin mit seiner Schaar
Bestürmt, daß er die Donau gar
Für seine Helden überbrückt.

Da kracht es einen Schritt von ihm
Und splitternd sprüht es um ihn her;
Sie schaun erschrocken auf und sehn,
Dort oben ihren Führer stehn,
Allein, im Feuermeer.

Der Eine schlug entsetzt das Kreuz,
Der Andre stürzte in die Knie;
„Der Fürst! ach unser Fürst verletzt,
„Der Steuermann, den Nichts ersetzt,
„Und Niemand!" jammern sie.

Doch hoch die Mütze schwingend rief
Er hell und laut, aus starker Brust:
„Hurrah! das ist Musik für mich,
„Die hab ich gern, die kenne ich,
„Nach dieser hatt ich Lust!"

Die Donau hat den Ruf gehört
Ihr lacht das Herz, ſie kennt den Ton,
In ihren Wellen ſingt es jung,
In zärtlicher Erwiderung,
Dem Hohnzollernſohn!

Ein Sohn fürs Vaterland.

Es praſſeln die Granaten
Herab auf Stadt und Land,
Zerhacken alle Saaten,
Entzünden Brand auf Brand.

In dichten Rauch verhüllet
Zieht matt die Donau hin,
Ein Krachen rings umbrüllet
Die müde Wandrerin.

Sie hört ein wirres Klagen,
Als jammerte die Stadt,
Sie ſchaut ein wildes Jagen —
Es rennt wer Füße hat.

Es will mit ihrem Knaben
Im Arm, die Mutter fliehn,
Die Todesſchrecken haben
Ihr Flügel heut verliehn.

Ob auch ihr Herz erzittert,
Sie fliegt den Weg entlang, —
Da heult es, brauſt und ſplittert
Ganz nah, mit Donnerklang.

Sie hört ein leiſes Jammern,
Der Knabe wird ſo ſchwer,
Sie fühlt ein banges Klammern,
Dann weht kein Seufzer mehr.

Vorüber iſt ihr Hoffen,
Vorbei iſt Glück und Luſt —
Zum Tode ward getroffen
Das Kind an ihrer Bruſt.

Es iſt vor Jenen allen,
Die in den Kampf geſandt,
Im Mutterarm gefallen,
Ein Sohn fürs Vaterland!

Auf dem Ball.

Er kam ganz nahe zu mir heran,
Und weil ich hinweg mich wandte,
So rührte leiſe mein Kleid er an:
„Sind wir nicht alte Bekannte?

„Hier meine Frau!“ Da ſtand ſie dicht
Und war ſo häßlich zu ſchauen,
In glitzernden Steinen, in Putz und Licht
Die glücklichſte, reichſte der Frauen.

Und nun iſt er reich und er hat auch ein Haus,
Betreßte Diener und Wagen,
Und ſieht ſo elend, ſo elend aus,
Als könnt er ſein Glück nicht tragen!

Sie lachte ſo laut und erzählte mir
Und hat mit dem Blick mich erſtochen,
Ich ſtand erſchrocken und bleich vor ihr
Als hätt ich was Schweres verbrochen.

Ach wer im großen, rauſchenden Saal,
Wer kann mir die Sünde vergeben!
Ich hab ihn geliebt Deinen jungen Gemahl,
Ich hab ihn geliebt wie mein Leben!

Und noch viel größere Sünde war
Daß ich ſo arm bin und Waiſe,
Daß Augen, Zähne, Geſtalt und Haar
Mein Geld ſind noch Trank und Speiſe.

Ich wollt ihr ſagen: Er iſt ja Dein,
Ich hab es genug geſehen —
O bitte! laß mich vergeſſen ſein! —
Rings war ein Schwirren und Drehen.

Es rauſchte ſo wild die Muſik und warm
Wie Feuer war Bruſt und Zunge,
Sie legte die Hand mir ſchwer auf den Arm:
„Nicht war welch ein guter Junge!

„Er iſt gehorſam, er fliegt für mich,
„Ich hab es beſſer verſtanden,
„Man ſagt er flatterte fürchterlich,
„Ich halt ihn gänzlich in Banden!“

O wäre die Qual, nur die Qual vorbei,
Dies heiße, tödtliche Haſſen,
O könnteſt Du flattern noch froh und frei —
Dann wär ich gerne verlaſſen!

Da wollt er tanzen mit mir! — ich ſprach,
Ich ſei ſehr leidend geweſen,
In großen Schmerzen, noch etwas ſchwach,
Erſt heute gänzlich geneſen!

Die Nornen.

Laß, Schweſter, weiter die Spindel drehn,
Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Einſt war den Göttern die ganze Welt,
Was athmete unter dem Himmelszelt,
Das hat ſich ihnen in Demuth gebeugt,
Sie haben ein Heldengeſchlecht erzeugt.
Sie haben geliebt, gezecht, geſungen,
Walhallas Hallen ſind laut erklungen,
Doch endlich würgten ſich Alle zuſammen
Und gingen unter in Weltbrandflammen.

Laß, Schweſter, weiter die Spindel drehn,
Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Da kam von Süden, in Kampfeswuth,
Weithin ſich wälzend die Menſchenfluth,
Mit ſchwarzen Augen und dunklem Haar,
Mit glatter Zunge und mächtgem Aar;
Sie hatten die höchſten Höhen erſtiegen,
Und blieben nun auf dem Ruhbett liegen,
Ihr Gott die ſelig wogende Stunde —
Sie gingen an Schlemmerei zu Grunde.

Laß, Schweſter, weiter die Spindel drehn,
Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Nun ſtrömten von Oſten die Horden ein,
Breitknochig, windſchnell und gelb und klein,
Die Länder rollten im Sturm ſie auf,
Und ſchoben ſie fort, in gewaltgem Lauf;
Nach Weſten ſind alle die Völkerwogen,
Wie Meereswellen, im Strom gezogen,
Bis ſie zerſchmettert ein mächtger Streich,
Und ihnen entſtiegen ein neues Reich.

Laß, Schweſter, weiter die Spindel drehn,
Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Und endlich furchte den Ocean,
Nach neuen Ländern ihr morſcher Kahn;
Sie hielten dort Einzug mit Feuer und Schwert,
Den Wilden haben ſie Sitten gelehrt;
Sie wühlten und rafften mit ſcharfen Krallen,
Und ſind der Habgier zum Opfer gefallen,
Das Gold war ihr Götze, Gewinn ihr Beginnen,
Durſtſtillend hießen nur Blut ſie rinnen.

Laß, Schweſter, weiter die Spindel drehn,
Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Um Gott und Kirche im alten Land
Iſt dann entglommen ein Höllenbrand,
Drinn ſank der Kirche glänzende Macht,
Drinn ward der Zweifel, der Wahn entfacht.

Sie beteten hüben, ſie beteten drüben,
Daß ſie der Wahrheit Feinde zerhüben;
Es mußte, durch tauſend und tauſend Leichen,
Zuletzt die Kirche den Kirchen weichen.

Laß, Schweſter, weiter die Spindel drehn,
Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Nun tobt der Kampf gar lange ſchon,
Von Arm und Reich, von Volk und Thron,
Es ward enthauptet, gebrannt, verbannt,
Und Völker zu einer Schlacht verwandt;
Ein ganzes Jahrhundert währt nun das Wüthen
Doch wachſen ſtille des Geiſtes Blüthen.
Sie werden endlich den Sturm beſiegen,
Um dann von Neuem zu unterliegen.

Laß, Schweſter, weiter die Spindel drehn,
Die Reiche kommen, die Reiche gehn.

Auf Idas Gipfel da ſangen die drei,
Und Unten tobte die Welt vorbei;
Die Wanderwolken, die hörten zu,
Die Berge ſchwiegen in eiſger Ruh!
Die Meereswellen, die wogten weiter,
Des mächtigen Geſangs Begleiter,
Die Winde trugen mit ſtarkem Rauſchen
Die Klänge hin durch der Welten Lauſchen.

Laß, Schweſter, weiter die Spindel drehn,
Die Welten kommen, die Welten gehn.

Die Walkyre.

Der Kampf war aus und die Nacht brach an,
Den Plan bedeckten die Leichen,
In ſeinem Blut lag ein junger Held,
Deß Schöne war ohne Gleichen.

An ſeinem Hals ein Geſchmeide hing,
Das hielten die Finger umſchloſſen,
Ein Blutſtrom aus ſeinem Herzen hat
Sich heiß darüber ergoſſen.

Auf weißem Roſſe da jagt es heran,
Aus den Wolken ſtürzt es ſich nieder,
Die Augen ſtrahlen, es lacht der Mund,
Es ſchwellen die herrlichen Glieder.

„Du Heldenjüngling! nun biſt Du mein!
Für mich biſt Du heute geſtorben,
Ich löſchte Dein Auge, ich führte den Speer,
Ich hab Dich getödtet, erworben!“

Und zärtlich hebt ſie den Leichnam auf,
Iſt durch die Wolken entflohen;
Sie küßt ihm die Augen, die Stirne den Mund:
„Wach auf, zu dem Leben, dem frohen!“

Da wacht er auf, und entſetzensbleich
Erblickt er die ſchöne Walkyre:
„Wo trägſt Du mich hin?“ „Da wohnet das Glück
Und Wonne, wohin ich Dich führe!

Dein wartet die Liebe, Dein harrt die Luſt,
Und Schönres als je Du beſeſſen!“ —
„Auf Erden da hab ich mein treues Lieb,
Das kann ich nimmer vergeſſen!

Umſonſt umfängt mich Dein weicher Arm,
Umſonſt iſt Walhallas Entzücken,
Du kannſt aus dem Herzen ihr ſüßes Bild
Nicht ſchmeicheln, nicht küſſen, noch pflücken.“

„Du Undankbarer! ſo will ich zur Stell
Lebendig dich wieder ihr geben,
Doch was Du auch ſchaueſt, wie ſehr es Dich reut —
Ich ſcheide! Du bleibeſt am Leben.“

Da jagen ſie hin, durch die ſchwarze Nacht,
Auf dem windſchnell fliehenden Roſſe,
Und ſtehen bald auf dem breiten Altan,
Vor ihrem Fenſter, im Schloſſe.

Drinn klingt es von Singen und Saitenſpiel,
Das Fenſter erglänzet vom Lichte,
Und ſie ſitzt drinnen und lacht ſo hell,
Mit Grübchen im ſchönen Geſichte.

Und vor ihr kniet mit lockigem Haar,
Auf weichem Kissen der Sänger,
Sie legt ihm den Arm um den Nacken fest,
Und küßt ihn länger und länger.

Der draußen stehet, der wendet sich ab,
Er taumelt auf matten Füßen:
„Nimm mich von hinnen!“ Da lachts aus der Höh:
„Walhalla läßt Dich grüßen!

Walkyren sind Dir nicht liebenswerth?
Nun hast Du, was Du begehret.
Ich habe Leben und Kraft und auch
Dein süßes Lieb Dir bescheeret!“

Da schleudert ins Zimmer er das Geschmeid,
Ist in die Nacht dann verschwunden,
Und sucht im dichtesten Schlachtgewühl,
Umsonst nach tödtlichen Wunden.

Louis Napoléon.

Die Wache heraus: geschwind, geschwind!
Wie stürmet die Menge zum Schauen:
Vorübergeflogen ist Frankreichs Kind
Mit der schönsten von Frankreichs Frauen.

Wie grüßen ſie hold in dem höchſten Glück,
Liebreizend geſchmückt und gezieret,
Vom Fenſter da ſchaut mit zufriedenem Blick
Der Mann, der die Welt regieret.

Nach ruhmvollen Thaten erblüht, gedeiht
Sein Land in dem Frieden, dem ſüßen,
Und Groß und Gering liegt Weit und Breit
Bewundernd Frankreich zu Füßen.

Doch Ehrgeiz verzehret die Kaiſerin,
Sie möchte noch Größeres haben,
Die ganze Erde ſie legte ſie hin,
Als Spielzeug, dem einzigen Knaben.

Sie fleht und dränget beredt zum Krieg,
Erzürnt ob des Kaiſers Zagen:
„Laß Ruhm Dich krönen und Sieg auf Sieg,
Du wirſt dann auf Händen getragen!“

Trotz Löwenmuthe fällt Frankreichs Heer
In heißen und blutigen Schlachten,
Verſunken iſt in des Unglücks Meer
Des Ehrgeiz Dichten und Trachten.

Der Kaiſer gefangen, ſein Weib, ſein Kind
Verhöhnet, verlaſſen, entflohen,
Die Tuilerien, das Rathhaus ſind
Verbrannt vom Pöbel, dem rohen.

Die Flammen wälzen ſich durch die Stadt,
Die Feinde durch blühende Gauen,
Der Thron und Ehre verloren hat,
Iſt nun am Pranger zu ſchauen.

Der legt ſich ſtille zum Sterben hin,
In fremder Erde begraben,
Man ſchmäht und brandmarkt die Kaiſerin
Und ſchilt verächtlich den Knaben.

„Napoleoniden ſind feige all,“
Ruft Einer in giftiger Rede,
„Sie ſcheuen das Blut und das Kugelgeknall,
Sie haſſen die ehrliche Fehde.“

Hoch ſchäumet der Zorn in dem Kaiſerſohn,
Er ruft: „Ich will es Euch lehren,
Wohl iſt mir verwieſen die Heimath, der Thron,
Den Namen, den ſollet Ihr ehren!“

Von ſiebenzehn Lanzen zerriſſen, zerhaun,
Liegt todt, der die Worte geſprochen,
Am Cap hat der Held ohne Zagen und Graun,
Den Schimpf ſeines Namens gerochen.

Der einſame Mann auf Sanct Helena
Hat Grüße dem Jüngling geſendet,
Der einſamen Mutter, der das geſchah,
Hats Herz ſich im Leibe gewendet.

Der große Held und die Seinen ſind
Erloſchen auf fremder Erde —
Die Wache heraus! auf daß Frankreichs Kind
Mit Ehren begraben werde.

Klaglos.

Die Königin lieblich und milde,
Sie lächelt für ihren Gemahl,
Sie lächelt dem grüßenden Volke,
Sie lächelt den Gäſten im Saal.

Wer ſah die Fluth ihrer Thränen,
Die einſam ihr Kiſſen benetzt,
Wer ahnt wie bitter ihr Herze,
Wie tief gekränkt und verletzt.

Die Herren vom Hof und die Damen,
Die fragen einander ſich leis:
Obs wohl die Königin ſiehet?
Obs wohl die Königin weiß?

Der Pavillon in dem Garten,
Darinnen ſie täglich ſpaziert,
Der wurde doch neulich geöffnet,
Und reizend geſchmückt und geziert.

Wohl muß ſie beſtändig vorüber,
Doch hat noch kein Wort ſie geſagt,
Sie hat auch hinein nicht geblicket,
Und hat auch gar Nichts gefragt.

Die Königinnen die ſehen
Ja nicht, wenn ihr Herze verliert,
Sie werden auf Grüßen und Lächeln
Und Redensarten dreſſirt.

Einſt wandelt ſie wieder im Garten,
Vorüber am Pavillon,
Drauß ſtrömt es mit Schmettern und Trillern
Und Flöten im herrlichſten Ton.

Mit mächtger Götterſtimme
Singt ſüß es und fernhin und lang,
Die Königin wendet ruhig
Den Schritt in den nächſten Gang.

Die Damen, die ſie begleiten,
Neugierig nach ihr ſpähn,
Doch können ſie kein Erbleichen,
Kein ſchmerzlich Zucken ſehn.

Der König am andern Morgen
Erſcheint beim Frühſtück galant,
Er fragt, wie ſie geſchlafen,
Und küßt die zarte Hand.

„Sire," ſpricht ſie ſanft und leiſe,
Mit ruhigem Geſicht,
„Die Augen kann ich ſchließen,
Jedoch die Ohren nicht."

Am andern Tag verſchloſſen
Und ſtill iſts Gartenhaus —
Die Königin grüßt freundlich,
Und ſieht wie geſtern aus.

Am See.

Die Nacht iſt lau, im Mondlicht glänzt
Der See durchs Rohrgeflechte, —
Da jagt ein Renner durch den Wald,
Was hält der Reiter mit Gewalt
In eiſenſtarker Rechte?

Ein Mägdlein iſts, in Weiß gehüllt,
Der Reiter ein Tartare,
Er ſchließt die Zähne knirſchend feſt,
Und lacht, wie er ſie an ſich preßt,
Umwogt von ihrem Haare.

Die Hufe ſind im Wald verhallt,
Nun raſt, auf weichem Grunde
Der Hengſt dahin; der Reiter drückt
Die Sporen ein, zum Hals gebückt,
Sieht ſcheu er in die Runde.

Nun muß er an dem See vorbei,
Da rauſcht aus dichtem Rohre
Ein Speer hervor, aus ſichrer Hand,
Und trifft den Hengſt am Waſſerrand
Eindringend unterm Ohre.

Hoch bäumend überſchlägt das Thier
Sich und begräbt den Reiter,
Das Mägdlein fliegt aus ſeinem Arm,
Und gleitet, ſonder Weh und Harm,
Am feuchten Abhang weiter.

„Getroffen!“ ruft der Schütze hell,
„Den hab ich gut gebettet!
„Duduia, meine ſüße Braut!
„Eil, eil zum Kahn, der Nebel thaut,
„Im Duft biſt Du gerettet!“

Mit ſtarken Stößen fliegt er hin,
Der leichte kleine Nachen;
Da gellt vom Ufer her ein Ton,
Der Räuber ſpannt den Bogen ſchon
Und ruft mit Hohn und Lachen:

„Noch niemals flog mein Pfeil vorbei,
„Mir wird es leicht gelingen,
„So ſicher, wie auch Du gezielt,
„Der Maid vorbei — Du haſt verſpielt —
„Dich ſoll der See verſchlingen.“

Doch wie der Pfeil entſchwirret, iſt
Duduia aufgeſprungen,
Und knieend hat das holde Weib,
Ihn ſchirmend mit dem zarten Leib,
Den Liebſten feſt umſchlungen.

Der Räuber ſiehts zu ſpät, — ein Schrei
Entringt ſich ſeiner Kehle,
Die zarte Bruſt durchbohrt der Pfeil,
Ein Blutſtrom quillt — hier giebts kein Heil —
Es flieht die junge Seele.

„Gerettet!“ flüſtert lächelnd ſie,
Mirtſcha, mit meinem Leben!
Mein Liebſter! Ach! wie ſterb ich leicht
Für Dich! Er hat Dich nicht erreicht —
Dir hab ich mich gegeben!“

Seit jener Zeit erſcheint zur Nacht,
Aus ſilberhellen Wogen
Aufſteigend, ſchön, ein Frauenbild,
Das weint und winkt und lächelt mild
Und iſt in Duft verflogen.

Auf dem Poſten.

Die Orgel verſtummt, die Predigt hebt an,
Die Gemeinde ſchweiget und lauſcht
Dem alten Predger, dem treuen Mann,
Der wohl geredet und wohl gethan,
Und draußen ſtürmt es und rauſcht.

Die Linden ächzen und biegen ſich
Und Donner durchtoſt den Dom,
Dann fährt es nieder, wie Lanzenſtich,
Es zuckt und leuchtet, ſo fürchterlich,
Ein raſender Feuerſtrom.

Und in der Kirche iſt dunkle Nacht,
Von blauen Blitzen erhellt,
Ein jeder hat an ſein Heim gedacht,
Wies toſt und praſſelt und dröhnt und kracht,
Das Schreien der Weiber gellt.

Doch auf der Kanzel der Pfarrer ſpricht:
„O habt doch Vertrauen und Muth,
Und blitzt und hagelt es noch ſo dicht,
Eh Gott nicht will, ſo triffts Euch nicht,
Ihr ſteht in Gottes Huth!“

Kaum hat er das letzte Wort geſagt,
Da hat die Kirche gewankt,
Man hat nicht zu ſchreien, zu athmen gewagt,
Wie der Thurm zerſchmettert herniederjagt,
Die Kanzel bebet und ſchwankt.

Und still wirds plötzlich, die Sonne dringt
Zu den zitternden Menschen herein,
In weiter Ferne der Donner verklingt,
Da haben sie ängstlich die Kanzel umringt:
Wo mag nur der Prediger sein?

Der liegt dort oben mit heiterm Gesicht,
Von weißen Locken umspielt,
Sein Stündlein war kommen, er wußt es nicht,
Im schönsten Amte, erfüllter Pflicht,
Auf ihn allein war gezielt.

Die große Glocke, die fiel zugleich,
Die so lang dort oben geschwebt,
Sie rief ihn immer, so voll, so weich,
Mit letztem Klange ins Himmelreich,
Und hat ihn nicht überlebt.

Der Mutter Brief.

Aus ihrem Fenster schauet
Die junge Frau hinaus:
Gleich wird gewiß er kommen,
Mein Mann ist nicht zu Haus!

Er hat mich so gebeten —
O hätt ichs doch versagt!
Noch bin ich ohne Flecken,
Mein Herze wogt und jagt.

Iſt er ſchon jetzt gekommen?
Und hab ichs nicht geſehn?
Ach nein: mit einem Briefe,
Sieht ſie den Diener ſtehn.

Im Dämmerlicht erkennt ſie
Der Mutter Handſchrift: Nun
Iſt keine Zeit zum Leſen,
Doch läßt er mich nicht ruhn.

Dort auf dem Tiſch ſoll liegen
Er, daß er mich beſchützt; —
Nein, hier in meiner Taſche,
Daß er mein Wanken ſtützt.

Nein, auf dem Buſen beſſer,
In meines Herzes Näh!
So fühl ich ihn, nein, ruhlos
Bleib ich, bis ich ihn ſeh.

Sie reißt ihn auf: „Mein gutes,
Mein einzges, theures Kind,
Heut wardſt Du mir geboren,
Und ob die Zeit auch rinnt,

So werd ich ewig hören
Den erſten Kindesſchrei,
Der geht, im Mutterherzen,
Ja nimmermehr vorbei.

Es läuteten die Glocken,
Vorüber war die Qual,
Ich hielt in meinen Armen
Mein Kind, zum ersten Mal,

Und dieses Glockenläuten
Umtönt Dich fort und fort,
Es klinget durch Dein Leben,
Es mahnt an jedem Ort.

Dir werde eine Tochter,
Wie Du mir bist, geschenkt,
Die niemals Dich betrübet,
Die nie Dein Herze kränkt."

Mit einmal steht der Diener
Vor ihr: Ein Herr ist drauß.
Da spricht, mit fester Stimme
Sie ruhig: „Nicht zu Haus!"

Der Verbrecher.

Er hatt eine Tochter und eine Pension,
Sie lebten gar ärmlich und elend davon;
Sie hatt einen Schatz und hätt ihn gefreit,
Wär nur ein winziges Sümmchen bereit,
Um den Haushalt damit zu beginnen.

Da ging er zum Juden: „Was giebst Du mir?
Auf zehen Jahre verkaufe ich Dir
Von heut ab meinen Pensionsgehalt!"
„„Der Herr ist nicht kränklich, nicht schwach, nicht alt?""
„O nein! schau mich an nur, wie kräftig!"

Mißtrauisch zählt der das Geld ihm aus,
Und zieht die Stirne, die Lippe kraus,
Und seufzet immer: „S'ist sehr riskirt!
Wenn Euch nur niemals ein Unglück passirt!
Bedenket! Ihr seid mir verfallen!"

Vom Juden eilt er aufs Tribunal,
Die ganze Summe als Kapital
Hat für die Tochter er hingelegt,
Er sprach so eilig und schrieb bewegt,
Und ist von dannen gegangen.

Er lief hinaus, vor des Städtleins Thor,
Und zog aus der Brust die Pistole hervor:
„Für Dich Meineidger werd ich und Dieb
Und Mörder, Dir mein Kind zu lieb,
Dein sichres Glück zu begründen!

Ich scheide von Dir ohne Abschiedsgruß!" —
Da kracht verhallend ein einzger Schuß,
Und der ihn geschossen liegt steif und todt;
Ins Gras hin träufelt sein Herzblut roth,
So ward er am Abend gefunden.

Und bei der flackernden Kerze Schein,
In dunkler Nacht bei der Leiche allein
Da kniet die Tochter und weint und klagt,
Der Kirche Beistand, der ist ihr versagt —
Wird hungern und betteln sie fürder?

Auf fliegt die Thür und ein fremder Mann,
Mit langen Locken und langem Kaftan,
Mit blutrothen Augen, die Fäuste geballt,
Stürzt auf die Leiche und mit Gewalt
Beginnt er, sie wüthend zu schütteln.

„Mein Geld! mein Geld! o mein Geld!" so schreit
Er laut und lauter, es hallet weit.
Da sieht er die Tochter so starr wie Stein,
Und geisterbleich, bei der Kerze Schein,
Zu Häupten des Sarges stehen.

„O Fluch Dir! Fluch auf Dein junges Haupt:
Mich hat Dein Vater betrogen, beraubt,
Des armen Mannes Erwerb ist Dein —
In Deinen Händen soll Sand er sein,
Und glücklos all Dein Beginnen!"

Fort rennt der Fluchende: „Vater sprich!
Um mir zu helfen, erschossest Du Dich?
O Vater! Vater! welch bittre Qual!
Für Dich ging betteln ich tausendmal!" —
Doch stumm und starr lag die Leiche.

Das Standbild.

Der ſchottiſche Sänger, des Hochlandes Zier,
Der war mit Thränen zu Grabe getragen,
Doch ſeine Lieder, die ſang man fort,
An jedem Orte, an allen Tagen,
Und heute ſollte, für alle Zeit,
Zu ſeiner Ehre ein Standbild ragen.

Dicht iſt die Menge, der Redner ſpricht
Von Burns, dem Liebling, dem großen Sänger,
Und von der Noth, die ſo ſchwer ihn drückt,
Vom vielen Hunger, dem bittren Bedränger,
Doch von des Dichters Unſterblichkeit
Sprach wohlgefällig er lang und länger.

Des Dichters betagtes Mütterlein
Steht unterm Volke, mit feuchten Blicken,
Des Redners Worte begleitet ſie
Mit leiſem Murmeln und ſtummem Nicken,
Aus tiefem Herzen hört, dann und wann,
Man leiſe ſie einen Seufzer ſchicken.

Doch wie den hüllenden Schleier ſie
Von ſeinem Standbild ſieht niederſchweben,
Da ruft ſie laut, aus der Menge heraus,
Mit erhobenen Händen, die leiſe beben:
„Ah! Robert! Robert! Du bateſt um Brod —
Und ſie haben Dir einen Stein gegeben!“

Ein Kriegsbild.

I.

Nach blutgen Schlachten Reih an Reih,
Der Helden Lager stehn,
Manch Lebensflämmchen steigt und fällt,
Auslöschend wills vergehn.

Gar feine Frauen wandeln leis
Und hülfreich hin und her,
Es wohnet heitre Ruhe hier,
Wenn auch die Wunden schwer.

Ein Jeder rühmt die kühnste That,
Vergißt drob seine Pein,
Nur einer von der tapfern Schaar
Blickt staar und schweigt allein.

Er stöhnt nicht, klagt nicht, sondern knirscht
Nur mit den Zähnen, schweigt
Mit abgewandtem Blick, bis ihm
Der Tod ans Herze steigt.

Da winkt mit matter Hand er leis
Die Pflegerin heran:
„Die Fürstin muß ich sprechen, ihr
Allein ich beichten kann."

Mitleidgen Augs die Fürſtin tritt
Ans Bett zu ihm; doch er
Stürzt auf die Kniee vor ſie hin,
Wankt zitternd hin und her.

„Verzeiht mir ach! was Niemand weiß,
Niemand als mein Gewehr
Und der Boden, den mein Blut begoß,
Verzeiht die Sünde ſchwer!

Verzeiht! hier die zerſchoſſne Hand,
Das hab ich ſelbſt gethan!
Verzeiht mir! ſeht, im Kampfgewühl
Packt mich die Hölle an;

Ich ſah mein altes Mütterlein,
Wie das im Elend weint,
Der Teufel raunt mir zu: ein Schuß,
Du biſt mit ihr vereint!

Nun bin allein ein Feiger ich
Ein Selbſtmörder dazu —
Verzeiht mir! ach verzeiht mir doch,
Gebt vor der Hölle Ruh!

Ich fühls, ich fühls, ſie packen mich,
Ich brenn im Feuermeer,
Ich bin verdammt zu ewger Qual,
Hab keine Rettung mehr!“ —

„Gott iſt ſo groß," ſprach ſanft die Frau,
„Er ſchenkt Dir Lebenszeit,
Zu tilgen Deine große Schuld,
Bis Du von Angſt befreit." —

„O nein! o nein! Du Engel, Dir
Sei blumenreich der Pfad,
Ich bin von Gott verlaſſen — mir
Die Hölle ohne Gnad!!

Die Schmerzen mein ſind zu gering,
Zu ſühnen meine Schmach,
Im Herzen brennt ein Feuer mir,
Seit ich die Ehre brach!" —

Es war ein grauſig Ringen, ſchwach
Und ſchwächer, ſprach er doch,
Von Todesfroſt durchſchüttelt, fleht
Er um Erbarmen noch.

Umſonſt blieb jedes Troſteswort,
Umſonſt ein fromm Gebet, —
Die weiche Frauenſtimme hat
Der Seele Sturm verweht.

II.

Ein düſtrer Morgen graut herein
Aufs leere Bett im Zelt,
Es trieft der Boden rings, weil dicht
Der kalte Nebel fällt.

Da taucht ein armes, altes Weib
Barfüßig, matt empor,
Und keuchend späht mit bangem Blick
Sie durch den Nebelflor.

„Mein Sohn! er sandte Nachricht mir,
Drei Tage wandre ich
Mit reinen Hemden, ach! so schnell,
Denn er erwartet mich!

O zeigt mir eilig, wo er liegt!
Die Wunde sei nicht schwer,
So schrieb er, und er sehne sich
Nach seiner Mutter sehr."

Sie stand am leeren Zelt, da sprach
Rasch ein Soldat: „Heut Nacht
Da starb Dein Sohn in diesem Bett,
Ich hab bei ihm gewacht." —

Wie blitzgetroffen fiel das Weib
Und kniet im feuchten Grund:
„Mein Sohn! mein Sohn!" so schrie sie nur
Und schlug die Brust sich wund.

„Mein Sohn! mein Sohn!" sie hörte Nichts,
Sie sah Nichts um sich her.
„Mein Sohn! mein Sohn! mein schöner Knab,
Find ich Dich nimmermehr?" —

Dann raffte sie sich jammernd auf
Und wankte matt davon
Und drehte immer rufend um:
„Mein Sohn! mein einzger Sohn!"

Und lange klang verzweifelt noch
Der Ruf zum Zelte her:
„Mein Sohn!" — ein Schatten, dann ein Geist
Verschwand im Nebelmeer.

Mein König kommt zu mir!

Die Schloßkapelle mit Kränzen geschmückt,
Erglänzt heut von Lichtern und Gästen,
Sie strömten herbei zu dem Hochzeitsfest
Von Norden und Osten und Westen.

Der Graf vermählet sein Töchterlein,
Das zweite im blühenden Kreise,
Da stehen sie rings und singen so schön,
Dem Herren zu Lob und Preise.

„Mein König kommt zu mir." — Das war
Der Text zu der Rede — vergessen
Von Vielen, bevor sie noch recht
Beim Hochzeitsschmause gesessen.

Bei nahender Nacht da wälzt sich heran
Viel tausendstimmiges Singen,
Wie Feuerschlangen ein Fackelzug,
Der Braut den Glückwunsch zu bringen.

Die Jüngste der Schwestern, die kleine Fee,
Erklimmt einen Tisch, im bunten,
Im duftgen Putze, um besser zu sehn,
Das Feuergewoge da drunten.

Da tönt ein herzzereißender Schrei
Aus des Mägdleins Munde. — In Flammen
So fliegt durch den Saal sie, schon schlagen sie hoch
Ob dem lockigen Köpfchen zusammen.

Sie rast dahin, wie ein Blatt im Wind,
Trepp ab und Trepp auf! — Wie ein Regen
So sprühen die Funken der bangen Schaar,
Die im Flug ihr folget, entgegen.

Trepp auf, Trepp ab und die Gänge entlang,
Will sich kein Retter erbarmen?
Doch endlich fängt sie der Vater auf,
In starken, gewaltigen Armen.

Und mit seinen Händen zerdrückt er schnell
Die Flammen, die also ihn sengen,
Daß formlose Fetzen, verkohlt und schwarz,
An entblößten Knochen ihm hängen.

Auf dem Bette liegt die verbrannte Maid
Und ſtrahlt! — die Schweſtern umſtehen
Sie alle; — ſie bittet: „O ſingt mir, ſingt,
Daß mir die Schmerzen vergehen!“

Und geiſtliche Lieder die ganze Nacht
Erſchallen beim ſterbenden Kinde;
In Flötentönen ſtimmt ſie darein,
Und ſingt ſo ſelig, ſo linde!

Da plötzlich ſtreckt ſie die Arme aus,
Erhebt ſich und ruft: „O ſehet!
Mein König er kommt zu mir — zu mir —
Zu mir!“ — Wie ein Hauch es verwehet.

Dann ſinkt ſie zurück, iſt ſtill und bleich,
So feſt die Wimpern geſchloſſen,
Nun ſchweigen die Singenden — haben leis
Die erſten Thränen vergoſſen.

Beim Morgengrauen iſt todt das Schloß,
Verſtummt die geiſtlichen Lieder,
Der Schweſtern älteſte liegt verfrüht
In Kindesnöthen darnieder.

Die Braut nimmt Schleier und Kranz vom Haupt,
Der Graf ſitzt im Seſſel — die fahlen,
Erbleichenden Wangen von Thränen gefurcht,
Und ſchweigt, bei unſäglichen Qualen.

„Iſt Magdalenchen, mein Kind, ſchon todt?“
So hat er nur einmal gefraget, —
Er ſieht die weinenden Frauen an
Und hat nicht gemurrt, noch geklaget.

Das war eine Brautnacht im alten Schloß
Beim edlen Grafen — gekommen
Iſt mächtig der König Hehr,
Zu Gläubigen, Muthigen, Frommen.

Götterkinder.

Die Sonne ſinkt in hehrem Glanz,
Auf Schloſſes Fenſter blitzt
Es feurig, dran die Königin,
In ſtiller Wehmuth, ſitzt.

Sie ſeufzt: „Wie öd, wie todt das Schloß!
Mir wird kein Kind zu Theil!
Im fernen Krieg iſt mein Gemahl,
Ich bin allein derweil.“

Da tönts wie Himmelsharmonie,
Da rauſchts wie Flügelſchlag,
Und heller wird und heller noch
Das dämmrige Gemach.

Und aus den Strahlen tritt hervor
Er ſelbſt, der Gott Apoll:
„Was weinſt Du, ſchönes Erdenkind?“
So ſpricht er liebevoll.

„Ich weine nicht, mir bebet ja
Das Glück in tiefer Bruſt!“
„Mich zog es her, mit viel Gewalt,
Zu Dir ich kommen mußt!“

Sie ſank zu ſeinen Füßen hin,
Er aber hob ſie auf,
Und der erſchrocknen Erde ſtand
Ganz ſtill der Sonne Lauf.

Am andern Morgen war ſo ſchön
Wie nie die Königin,
Ihr Auge ſtrahlte ſternengleich,
Sie ſchwebte her und hin.

Sie griff in ihre Harfe tief,
Ihr Sang erbrauſte weit,
Er weckte alle Märchen auf,
Aus großer, alter Zeit.

Die zogen ſchnell ins Schloß hinein
Und füllten es mit Licht,
Mit Liedern und Geſchichten ſchön,
Und Duft und Freude dicht.

Sie lockte flüsternd sie herbei,
Beim ersten Morgenstrahl,
Die Erdensöhne sahn von fern
Des Königs schön Gemahl.

Sie wagten ihr zu nahen nicht,
Trotz ihrem Augenpaar,
Sie las in ihren Herzen tief,
Und schaute Alles klar.

Sie standen andachtsvoll vor ihr,
Als ob es Jeder wüßt:
Das hochbegnadet Frauenbild
Das hat ein Gott geküßt.

Die Sonnenstrahlen folgten ihr
Bis in ihr Kämmerlein,
Und küßten sie und hüllten sie
In Wunderbilder ein.

Wohl hat die schöne Königin
Noch immer keinen Sohn,
Doch in dem Herzen Himmelslicht,
Auf Lippen Himmelston.

Ein Hochgericht.

Die Donau träumt, der Tag ist heiß,
Die Lüfte zittern, die Sonn ist weiß,
Der Staub ist tief, das Welschkorn nickt,
Der Sumpf liegt schlafend und grün verdickt.

Auf weitem Feld stehts Haus allein,
Deß Schindeln glänzen im Sonnenschein,
Ein schattger Umgang auf Säulen drum,
Im Hemde spielen die Kinder herum.

Die Frau ging spinnend davon, sie trug
Auf weißem Schleier den grünen Krug,
Sie will am Brunnen ihn füllen, — Gluth
Durchleuchtet ihr Auge und Trotz und Muth.

Ein Knabe kriecht zum Sumpf hinab,
Nimmt vorsichtig die Pelzmütz ab
Und bringt den Andern ein Entenei,
Die Kinder sehens mit Jubelgeschrei.

Dann kraut im Haare der kleine Mann:
„Was fangen wir mit dem Ei nun an!"
„Ich weiß!" ruft Einer, „Es wär das Best! —
Wir tragens aufs Dach in das Storchennest!"

Gesagt, gethan. Die Störche sind fort,
Bevor sie kamen, lags Ei schon dort.
Und stille sitzt die Störchin gut,
Bis ausgeschlüpft die ganze Brut.

Es iſt ſo ſchwül, die Wolken ſchwer
Und Wetterleuchten von Oſten her,
Der Storch dort Oben auf einem Bein,
Blickt düſter in das Neſt hinein.

„Was will der breite Schnabel hier,
Die platten Füße, das fremde Thier?“
Es klappert der Storch die Frage laut
Und angſterfüllt die Störchin ſchaut.

Die Aermſte weiß es ja ſelber nicht,
Doch fragt er lauter, mit böſem Geſicht:
„Wie kam in mein Neſt das Entenei?“
Dann fliegt er fort, ruft Alle herbei.

Die Störche fliegen in Schaaren bald
Ums Haus und klappern mit viel Gewalt,
Sie ſtehen und ſchauen das Entchen an,
Es redet Jeder ſo laut er kann.

Dann haben ſie einen Beſchluß gefaßt;
Sie tödten den Findling in großer Haſt,
Die Federn ſtäuben, das Neſt wird roth,
Und drunten am Boden liegts Entchen todt.

Mit Zittern blickt die Störchin umher,
Doch ihr Gemahl verklagt ſie ſchwer,
Sie ſcheint zu bitten — man hört ſie nicht,
Und ſchreitet eilig zu neuem Gericht.

Sie reden viel und laut und lang,
Die Störchin sträubet die Federn bang,
Dann ziehen sie langsam die Kreise nah,
Und grausam war es was nun geschah.

Kurz war der Störchin Qual und Noth,
Sie hackten Alle zugleich sie todt,
Und trugen sorgsam die Kleinen fort,
Ein Jedes der Waisen nach anderem Ort.

Und drunten stehen die Frau, der Mann
Und sehen schweigend das Schauspiel an,
Die Kinder halten in Armen sich
Und weinen und schluchzen ganz bitterlich.

Der Mann blickt finster: „So ist es recht:
Belogen, betrogen, und dann gerächt!“
Ihr Auge funkelt: „Ein falscher Verdacht,
Gerichtet, vernichtet, und todt gemacht!“

Marie.

Sie hatte strahlend braune Augen,
Und weiches, blondes Haar,
Ein warmes Herz, Gazellenschritte,
Die Stimme glockenklar.

Doch wie ein leichter Schleier legte
Sichs auf den süßen Klang,
Dann kurzer Husten, Augenglänzen —
Die Eltern sehens bang.

Drei Kinder haben sie gebettet
Schon in den kühlen Grund —
Mein Gott! zur Jungfrau ward das Mägdlein —
Nur dieses laß gesund!

Mit purpurn glühnden Rosenwangen,
Im weißen Bette, liegt
Sie lächelnd, flüstert Liebesworte, —
Der kurze Athem fliegt.

Die Hände, die so kunstreich Schönes
Geschaffen und beschert,
Die allen Blumen Leben brachten,
Sind bleich und abgezehrt.

Mein Gott! Dein Wille sei, zu helfen,
Da sie kein Arzt mehr heilt! —
Das vierte Kind — o hab Erbarmen! —
Das aus dem Leben eilt!

Doch näher kommt der Tod und ruft sie,
Und winkt, mit harter Hand;
Sie lächelt friedlich. „Ja, ich komme
„Ins traute Heimathland!

„Mein Väterchen! wenn wir zuſammen
„Doch ſtürben, wärs ſo ſchön, —
„Wenn die Geſchwiſter uns empfingen,
„Mit Sphärenſanggetön!

„Dann würd ich Dich ſo feſt umſchlingen,
„Mein guter Vater, Du,
„Als kleines, leichtes Wölkchen flögen
„Wir Zwei dem Himmel zu!

„O Väterchen! welch ſchöne Auen,
„Komm mit in Glanz und Licht,
„Siehſt Du die lieblichen Geſtalten
„In ſchönen Gärten nicht?

„Siehſt Du, da ſind ſie Deine Kinder,
„Wir alle Vier vereint.
„Und viele, viele Thränen werden
„Da Unten dann geweint!

„Geh Seelchen, geh zu Gott, Du Seelchen,
„Und ſchau Ihn ewig an,
„Wie ſchön, wenn man: Geh hin, zum Himmel!
„Zur Seele ſagen kann!

„Und wenn ich dann geſund geworden,
„Hoch! Bravo! rufen wir —
„Nein, das iſt nicht das Rechte. Danke,
„Dank, lieber Gott, ſei Dir!“

Und in die matten Arme schließt sie
Den Vater, lächelt lind
Und seufzt — die Nacht ist still und dunkel,
Und todt das vierte Kind.

Der verlorene Sohn.

„Eh sei mein Haus ein Trümmerhauf,
„Eh sei mein Grab das Meer,
„Eh meine Thür Dir stehet auf,
„Ich „Sohn" Dich nenne mehr.

„Verdorren soll die Zunge mir,
„Umnachtet sein mein Sinn,
„Eh soll das Herz zerreißen Dir,
„Wie ich zerrissen bin." —

Das war sein letztes, hartes Wort,
Ich war verfehmt, verflucht,
Ich hab auf Erden fort und fort
Vergebens Glück gesucht.

Mein junges Weib ist mir entflohn,
Und todt die Kinder sind,
Mir folgte meines Vaters Drohn,
Wie heißer Wüstenwind.

Mein Herz ist krank, zum Tode wund
Und glücklos meine Hand,
Mir ists, ich schaue mich gesund
Im alten Heimathland.

Mir ists, mich werde Trost umwehn,
Die Mutter winken mir,
Als würde dort mein Vater stehn:
„Komm! ich verzeihe Dir!“ —

Und übers Meer da fliegts heran,
Mit leichtem Ruderschlag: —
„Daß ich das Haus nicht sehen kann?
Wohl neigte sich der Tag!“

Die moosgen Marmorstufen fliegt
Er athemlos hinauf,
Doch an des Hauses Stätte liegt
Ein schwarzer Trümmerhauf.

Die beiden Sphynxe vor dem Thor,
So unbewegt und kalt,
Die schaun aus Blumenwildniß vor,
Wie Mumien, starr und alt.

Und zwischen ihnen steht und singt
Ein Greis, mit wirrem Blick,
Aus dessen Harfe zitternd klingt,
Herzbrechend, sein Geschick.

Iſt das mein Vater? ſilberweiß!
Sein Auge ſtarr und todt!
Die weiße Stirne glühet leis,
Im letzten Abendroth.

O Vater! ſieh mich einmal an
Und ſprich das Wort: Mein Sohn! —
Es ſchweigt und lauſcht der alte Mann,
Erbebend, bei dem Ton.

Dann nimmt er lächelnd ſeine Hand:
„Kehr Fremdling bei mir ein!
„Nimm Blumen Dir als Nachtgewand,
„Zum Pfühl nimm einen Stein!

„Ob Deinem Haupt das Himmelszelt,
„Dein Trunk der Thau der Nacht,
„Dein Hüter ſei, was in der Welt
„Du Gutes haſt gemacht!“

„O Vater! bin Dein Sohn ich nicht,
Dein eigen Kind nicht mehr?
Halt ein mit Deinem Strafgericht —
Verſchmachtend kam ich her!“

Und ſprühenden Auges rief der Greis:
„Zwei Kinder waren mein,
„Ein Jüngling, aller Welten Preis,
„Ein blühend Töchterlein.

„Da hat der Jüngling eine Nacht
„Sein Schweſterlein entführt,
„Zu ihrem Buhlen ſie gebracht,
„Kein Blitz hat ihn gerührt!

„Die Tochter ſchaut ich nimmermehr,
„Den Sohn hab ich verflucht,
„Und Beide haben überm Meer,
„Weit, weit ihr Glück geſucht!

„Seitdem ſind hier die Kinder mein
„Die beiden Sphynxe dort,
„In Regen, Sturm und Mondenſchein
„Behüt ich meinen Hort.

„Die Blumen ſtehen hoch und dicht,
„Daß Keiner ſie mehr ſieht,
„Und mir mit meinen Kindern nicht
„In weite Welt entflieht.

„Sie ſind ſo ſtill, wie meine Bruſt,
„Und ſchauen mit mir aus,
„Sie blieben bei mir, meine Luſt,
„Als ich verbrannt mein Haus;

„Als ſich mein Weib zur Ruh gelegt,
„Verzehrt von Gram und Schmerz,
„Da haben ſie mich ſtill gepflegt,
„Das ſteinern alte Herz.

„Ich halte Wacht die ganze Nacht,
„Geh, Fremdling, nur zur Ruh,
„Ich ſpiele leiſe, ſinge ſacht
„Dir ſüße Träume zu."

Der Sohn ſank auf die Stufen hin,
Hüllt in den Mantel ſich,
Der Greis ſang klagend über ihm —
Er weinte bitterlich!

Die Heimkehr.

Ein bleicher Mann mit rauhem Bart
Kommt durch die Weite gegangen,
Nur Schnee ſo weit das Auge reicht,
Und öde was der Wind beſtreicht,
Und ſchwarz iſt der Himmel behangen.

Sein Schritt iſt müde, langſam, ſchwer,
Die Schuhe ſind ganz zerriſſen,
Die Wangen hohl, das Auge weit,
Und wie in heißem Leid und Streit,
Die Zähne zuſammengebiſſen!

Da hebt die Wolkenwand ſich leicht
Und blutroth leuchtet es nieder,
In weiter Ferne glänzt die Stadt,
Die golden, grüne Kuppeln hat,
Dann ſenken die Wolken ſich wieder.

Doch auf des Wandrers Antlitz hat
Sich strahlende Helle ergossen;
Die Ferne zu durchbohren dringt
Das Auge und ein Seufzer ringt
Sich frei, hat die Lippen erschlossen.

„O meine Heimath! zwanzig Jahr
Nun harr ich der Stunde, der frohen!
Für mich war Stein des Schicksals Schooß,
Sibirien ließ mich nicht mehr los,
Nun bin ich endlich entflohen.

Einst war ich reich und froh und jung,
Mich hat das Leben getragen.
Mein war die allerschönste Braut,
Wir wurden morgen schon getraut,
Da ward ich in Banden geschlagen.

Ich habe nie gewußt, warum —
Ich sprach zu den weinenden Frauen:
Mein Mütterlein, noch bist nicht alt,
Mein Lieb, ich komme wieder bald,
Ihr sollt voll Freude mich schauen.

Nun bin ich da — mein Haar ist weiß,
Und Keiner wird mich erkennen,
Die Braut wird eine Ehfrau sein,
Ob lebend wohl mein Mütterlein?
Muß ihr meinen Namen ich nennen?“

Ins Auge tritt ihm Thränenglanz
Und dunkler wirds, es beginnet
Ein Schneegestöber fein und dicht,
So nadelspitz im Angesicht,
Wie Sand, der beständig rinnet.

Auf einmal bricht ein Sturmwind los,
Wie Spreu den Schnee aufrüttelnd,
In wildem Wirbel, auf und ab,
Empor, im Kreis, umher, hinab,
Und Wolken und Erde schüttelnd.

Der Wanderer steht athemlos,
Ihm ists, als müßt er ersticken,
Dann schreitet fest er wieder aus,
Und sucht, ob er im wilden Graus
Nicht einen Thurm kann erblicken.

Doch dunkler wird es und dunkler noch,
Der Schneesturm wilder und dichter,
Schon wandert er im Kreis umher,
Bald ist er blind und sieht nichts mehr,
Bald strahlen und funkeln ihm Lichter.

Und endlich wird er von Schlaf erfaßt,
Er taumelt wie trunken im Gehen!
Und vor dem Thor der Heimath hat
Im weichen Schnee er Lagerstatt
Gefunden, im Wüthen und Wehen.

'S iſt Sonntag; aus der Kirche ſtrömts
In buntem, heitrem Gedränge,
Da kommt ein Schlitten ſchnell heran,
Hält plötzlich auf dem Marktplatz an,
Inmitten der ſtaunenden Menge.

Der Führer ſchlägt den Pelz zurück,
Der einen Leichnam bedecket,
So jugendſchön und friedlich liegt
Von weißem, langem Haar umſchmiegt,
Er ſchlafend hingeſtrecket.

Hier, ſprach der Führer, dieſen Mann
Hab vor dem Thor ich gefunden,
Wohl Einer hier ihn kennen ſollt,
Hier iſt ein Kreuz, eine Kette von Gold
Feſt um den Hals ihm gewunden.

Und ſtaunend ſehn das prächtge Kreuz
Sie alle, doch Keines erkennet
Den Träger, bis ein Mütterlein,
Mit ſchwacher Hand und lahmem Bein,
Den Schwarm der Gaffenden trennet.

Das goldne Kreuz ſieht ſie nicht an,
Sie wirft auf die Leiche ſich nieder:
„Mein Sohn! nun harr ich zwanzig Jahr,
Ich hätt geharret immerdar,
Mein Sohn! nun hab ich Dich wieder!

Es ſtarb Dein Vater vor Herzeleid
Um ſeinen einzigen Knaben,
Es ſtarb vor Schmerz auch Deine Braut,
Ich harrte — nun ich Dich geſchaut,
Nun werd ich mit Dir begraben!"

Sie hält in Armen den todten Sohn
Und küßt ihn und flüſtert leiſe,
Dann neigt das Haupt ſie und ſchlummert ein.
'S iſt Sonntag Morgen und Sonnenſchein
Und feierlich ſtill iſts im Kreiſe.

Der Rebell.

„In letzten Zügen ſei mein Sohn,
Mein einzig Kind, mein Stolz, Stephan?
Es iſt nicht wahr, es kann nicht ſein!"
Und dennoch! hilft nicht Gott allein,
Kein Menſch ihm fürder helfen kann.

Der Vater rauft das Haar ſich wild,
Und reißt des Jünglings Haupt empor
An ſeine Bruſt: „Hier ruhſt Du gut,
Bei mir Stephan!" Ein Strom von Blut
Schießt durch des Jünglings Lippen vor.

Da fließt es hin, so frisch und hell,
Aus tiefer Quelle, roth und warm.
Ein kurzer Kampf, der Athem weicht,
Das Auge bricht, die Stirn erbleicht —
Stephan liegt still in Vaters Arm!

„Wach auf, mein Sohn, mein Kind wach auf!"
Umsonst! das Leben ist entflohn.
„Was sagtet Ihr? Gott kann es noch?
Und mich hat Gott verlassen doch —
Es starb mein Sohn, mein einzger Sohn!"

Und irren Blicks eilt er hinaus;
Wo rings ihn Himmel nur umfließt,
Hebt die Pistole seine Hand,
Das Blau durchsuchend unverwandt:
„Wo, wo ist Gott?" und schießt.

Kain.

Ich wollt ihn ja nicht tödten, Herr,
Denn hätt ich das gewollt,
Es wäre lange schon geschehn,
Da lang ich ihm gegrollt.

Warum war denn mein Auge Nacht
Und war das ſeine Licht?
Warum war er ſo zart und ſchön,
So dunkel mein Geſicht?

Die Mutter hat ihn ſtets geherzt,
Mir war ſie fremd und kalt;
Ich habe ſie doch ſo geliebt,
Mit ſtürmiſcher Gewalt!

Und wollt ich, wie mein Bruder, ſie
Umarmen inniglich,
So nannte ſie nur wild und rauh,
Den jungen Löwen mich.

Hat ſie denn nicht von einem Schooß
Uns Beide gleich geſchenkt,
Hat ſie uns nicht mit einer Milch
An gleicher Bruſt getränkt?

Auf mich ſtob lauter Thränenfluth
Und Seufzer; denn es war
Vor Edens ſchwertverſchloſſnem Thor,
Daß ſie den Sohn gebar.

Ich rang den erſten Schmerzensſchrei
Von meiner Mutter Mund,
Ich ward zur erſten Strafe, ja
Ich machte Weh ihr kund.

Sie hat von Edens Herrlichkeit
Mir hundertmal erzählt,
Mein ungesättigt heißes Herz
Zur Raserei gequält.

Ihr Sehnen nach verlornem Glück
Goß sie in meine Brust,
Den Andern hat vor dieser Pein
Zu hüten sie gewußt.

Den Andern hätt es so gekränkt,
Da fein er war und zart,
Es wurde jedes Schuldgefühl
Und Weinen ihm erspart.

Ich weinte nicht; denn also heiß
Hat mich der Schmerz gebrannt
Um meine Mutter — wie ein Strahl
In tiefem Wüstensand.

O Mutter! meine Mutter! Dir
Hätt ich geschlachtet mich,
Hätt ich das Paradies erkauft,
Am Opferheerd, für Dich.

Doch Du, Herr, Du warst nicht gerecht,
Mein liebbedürftig Herz
Das stießest selber Du zurück,
Nicht durft es himmelwärts.

Du nahmſt es ja nicht gnädig an:
Wie Schlangen kroch der Rauch
In ſchwarzen Ringeln dicht und ſchwer
Hinzüngelnd auf dem Bauch.

Und meines Bruders Opferduft,
Der ſtieg ſo grad empor,
Bis er als weiße Wolke ſich
Im ehrnen Blau verlor.

Was da geſchah, das weiß ich nicht,
Mir ſchwindelte das Haupt,
Er lag auf einmal ſtarr und todt,
Sein gelbes Haar beſtaubt.

Aus einer breiten Wunde floß
Dahin ſein rothes Blut —
Da riefſt Du Herr, ich hatt ihn doch
Niemals in meiner Hut.

O! hätteſt Du gerufen mich,
Bevor ich das gethan!
Doch Herr! Du ſahſt ja Deinen Knecht,
Der betete, nicht an!

Ich hörte meiner Mutter Schrei
Und ſeinen Namen — ach!
In ihren Armen hielt ſie den
Und rief mir Flüche nach!

Sie hatte kein Erbarmen — ich,
Ich war der Mörder nur!
Von meiner Keule lag er todt,
Mein war der Schritte Spur.

Und ſie vergaß, daß ich ihr Sohn,
Ihr einzig Kind war todt!
Ich fremder Mann, ich lag und ſchrie
Allein in Todesnoth.

Ach! kein Erbarmen gab es mehr,
Es ſtach der Sonnenſtrahl
Als glühend Auge mir ins Herz,
Kein Thau für ſolche Qual!

Und ewig war der Tag und hell,
Kein Dunkel ſank herab,
Dann kam der Mond und hell wars noch,
Ich griff zu meinem Stab.

Ich floh vor jenem Angeſicht,
Das bleich im Sand geſtreckt,
Und habe zitternd mir das Haupt,
Die Augen mir bedeckt.

Doch ſchloß ich dann die Augen, lag
Der Knabe wieder da,
Und reiß ich ſie voll Schauder auf,
Im Mondſchein ſteht er, nah.

Und ich, der keine Furcht gekannt,
Ich Feiger, fürchte mich!
Die Felsen und die Bäume drohn,
Und sie bewegen sich.

Sie stürzen sich auf mich herein,
Es heult im Ohr mir wild,
Wie Rache! Da, von Fels zu Fels
Grinst mir des Todten Bild! —

Das Zeichen ist auf meinem Haupt
Das weiße, weiße Haar,
Das sich vor Grausen hebt und sträubt
Und knistert immerdar.

Und wenn es knistert, blick ich um,
In Wüsteneinsamkeit,
Für einen unbekannten Feind
Mach ich mich kampfbereit.

Doch selbst die Thiere meiden mich,
Und nur des Todten Gruß
Folgt überall, bis knirschend ich
Mit Zähnen klappern muß.

Die Wüste weiß die Sünde nicht,
Doch schaut sie so mich an,
Daß tief genug nicht Klüfte sind,
Drein ich mich bergen kann.

Was gabst Du mir das Daſein, Herr?
Ich bin ja ſo verrucht,
Der ich von meiner Mutter Mund,
Von meinem Gott verflucht!

Der Himmelsbote.

Was thut es denn? ich geh zu Grund,
Nur ich bin nicht mehr da;
Kein Herze bricht, es heult kein Hund,
Es fragt erbebend nicht ein Mund,
Weshalb man mich nicht ſah.

Hier dieſe kleine Flaſche hält
Noch zögernd meine Hand,
Ich laſſe, was mich ließ — die Welt —
Ein Trunk, mein Ich zerbricht, zerſchellt
Am öden, wüſten Strand.

Ein Trunk, ſo iſt die Qual vorbei,
Der Kampf, die bittre Noth,
Ein Tropfen nur, ſo bin ich frei,
Ein armer Scherben ſpringt entzwei,
Dann iſt es ſtill und todt.

Was ich gewollt, ist Tand und Trug,
Und das, was ich gemacht,
Ist Alles werthlos, Zug um Zug,
Geborgt ist meines Geistes Flug,
Verrückt, was ich gedacht.

Die Welt ist Wahn, das Leben Wahn,
Und Wahn, was schön und gut,
Zu groß die Last, zu steil die Bahn, —
Zum Schattenlande winkt der Kahn,
Die schwarze, stille Fluth.

Mir hat kein heller Tag gegraut,
Schwarz kohlt der kleine Docht
Des Lebens — doch krystallen thaut
Der Trank! — Wer hat denn also laut
An meine Thür gepocht?

Wer hält mich auf? was will man mir?
Wer reißt am Schlosse wild?
Der Diener vom Museum: „Hier,
Bestellungen, wohl drei, auch vier,
Verkauft ist Euer Bild!“

Das Erdbeben.

Der Reiter jagt dem Meer entlang,
Die Nacht iſt ſchwül, dem Roß iſts bang,
Es ſchnaubt und ſtöhnt und dampft und ſcheut,
Die ſchaumgekrönte Welle dreut,
Die Wolken wogen und ſinken und hängen,
Als wollten ſie ſich durch die Fluthen drängen.

Der Reiter ſucht ſein Schloß am Strand,
Hell leuchtend auf der Felſenwand,
Ob hoch im Thurm das Fenſter blinkt,
Das ihn zu leiten, lockend winkt,
Dort harrt, was ihm lieber, als Güter und Leben,
Die einzige Tochter, in Hoffen und Beben.

Er ſchaut ihr holdes Angeſicht
Und hört das tiefe Dröhnen nicht,
Als wälzte ſich der Ocean
Zum Himmel ſteigend breit heran,
Als ſollten die Säulen von Wolken und Wellen,
Mitſammt dem Gewölbe in Splitter zerſchellen.

Ein tiefer Stoß, ein Fall, ein Krach,
Die nächſte Säule wälzt ſich nach,
Dann wird es wieder todtenſtill,
Als wenn das Meer ſich ſammeln will,
Dann raſet ein Donnern, ein Heulen, ein Rütteln,
Als wollte die Hölle die Erde ſchütteln.

Da ſteht das Roß, gehorcht nicht mehr,
Es ſtreckt den Hals und athmet ſchwer,
Es ſträubt die Mähne, reckt den Schweif,
Und ſtarrt auf einen ſchwarzen Streif,
Mit funkelnden Augen, und ſchnaubet und wittert,
Mit ſprühenden Nüſtern, und ſtemmt ſich und zittert.

Geborſten iſt der ſandge Grund,
Schon ſtürzt das Meer ſich in den Schlund,
Der Reiter ſetzt die Sporen ein:
„Mein Thier! es muß geſprungen ſein!“
Jetzt rafft ſichs zuſammen, in mächtigem Bogen
Iſts über den Abgrund dahingeflogen.

Faſt glitt es hinten noch hinab
Ins tiefe, ſchwarze, ewge Grab,
Doch hat es ſich, mit letzter Kraft
Und letztem Sprung emporgerafft,
Und flieht wie die Wolke vorm Winde; da ſchimmern
Die Fenſter im Thurme, wie Sterne, die flimmern.

Nun holt das Meer von Neuem aus
Und ſtürmt zu Land, mit Wuthgebraus,
Und donnernd wiegt der Erdenſchooß
Sich, wie ein Schiff, im Wellenſtoß,
Doch fliegen die Hufe, wie wilde Gedanken,
Es ſchäumt am Gebiſſe, es bluten die Flanken.

Da, plötzlich, bebt das Schloß und wankt,
Das helle Fenſter weicht und ſchwankt,
Der Thurm ſtürzt ein, die Mauer bricht,
Im Sturme hörts der Reiter nicht;
Er ſieht nur erlöſchen die lockenden Kerzen —
Ihn foltert die Ahnung und reißt ihn am Herzen.

Wie ſehr er ſpornt, ihm ſcheint es ſchleicht
Sein Thier, nun hat ers doch erreicht,
Das traute Heim, doch Niemand wacht,
Kein Hund wird laut, und ſchwarz die Nacht,
Wo ſonſt ihm zum Willkomm die Fackeln entflammen,
Bricht ſterbend auf Trümmern der Renner zuſammen.

Vorbeigebrauſt iſt der Orkan,
Der Mond erſcheint auf ſtiller Bahn,
Auf weichen Wellen ruht ſein Strahl
Und breitet ſich auf Berg und Thal,
Doch da, wo er Dächer und Fenſter beſchienen,
Da ſchaut er auf rauchenden Schutt und Ruinen.

Der Reiter blickt erſtarrt wie Stein
In der Verwüſtung Bild hinein,
Sein Haar, ſein Mantel wehn im Wind,
Dann ſchreit er laut: „Wo iſt mein Kind!“
Und wühlt in den Steinen mit blutenden Händen,
Und flehet die Fiſcher, nach Hülfe zu ſenden.

Die Leute graben fort und fort,
Er ſpornt ſie an mit Geld und Wort,
Sie graben, ſchaufeln Tag und Nacht,
Der Vater wühlt und weint und wacht.
Er fühlt kein Ermüden, er weiß nichts von Raſten,
Verſpricht ſeine Habe den Leuten, die haſten.

Hier iſt ein Menſch, ein alter Mann,
Ein Weib, zerſchmettert, nebendran,
Und ſtarr und todt: der Vater blickt
Verzweifelnd hin: „Erdrückt! Geknickt!
Dort ſtand ſie im Thurm, ich ſchaute die Helle!
Mich hat ſie erwartet, noch weiß ich die Stelle.“

Sie graben weiter, unverwandt,
Hier iſt ein Kleid, und hier die Hand,
Hier ſchläft ein ſüßes Angeſicht —
Der Tod iſt alſo lieblich nicht!
Noch zittert das Herze und warm ſind die Lippen,
Laßt langſam vom Weine die Tropfen ſie nippen!

Ein Seufzer hebt den Buſen weich,
Ein Lächeln ſpielt ums Antlitz gleich,
„Mein Vater!“ haucht der ſchöne Mund,
„Mein Vater! biſt Du noch geſund?
Mir war es ſo bang um Dein theuerſtes Leben!“
Sie hält ihn umſchlungen, da fühlt er ein Beben.

Ein Schauer faßt die holde Maid:
„Mein Vater, ach! wie biſt Du weit!
Die Nacht iſt ſchwarz, es heult der Wind!“
„Ich bin bei Dir, mein einzig Kind!“
„O laßt mich, daß ſchnell ich den Vater erreiche!“
Da brachen die Augen, er hält eine Leiche.

Er ſtarrt ſie an, er ruft ſie laut,
Dann hat er wild ſich umgeſchaut
Und droht der Schaar, die ihn umringt,
Und lacht und weint und tanzt und ſingt,
Beginnt dann von Neuem voll Eifer zu ſcharren,
Die Helfer ermahnend, nicht müßig zu harren.

Die Jahre ſind ſeitdem entflohn,
Doch immer klingt derſelbe Ton,
Und immer ſcharrt der greiſe Mann,
Ob er ſein Kind nicht finden kann,
Und ſinget dem Sturme, der Meerfluth, mit Lachen:
„Bald, bald wird die Tochter zum Leben erwachen!“

Der Würgengel.

Wie ſchien am Horizonte
Der Mond ſo blutig roth!
Was will das nur bedeuten?
Iſts Krieg — iſts Hungersnoth?

Nicht Krieg iſt es, der drohend
Aufs Land ſich niederläßt,
Es iſt die ſchwere Seuche,
Sie nennens: weiße Peſt!

Sie fuhr zur Stadt hinunter,
Mit ihrem einzgen Kind,
Wo viele tauſend Kinder
Und mehr geſtorben ſind.

Dort unten würgt der Engel
Die Erſtgeburt! allein,
Die Frau will auf dem Poſten,
Als treue Schildwach ſein.

Er mäht die kleinen Kinder,
Schon manches Dorf iſt leer,
Und ſtraßenweit erblickt man
In Städten Keines mehr!

Jüngſt wurden einer Mutter
Die Sieben hingerafft
In einer Woche — Wahnſinn
Gab ihr zu leben Kraft.

Und näher funkelt, neblich,
Die heimgeſuchte Stadt —
Kaum eine Mutter giebt es,
Die Keins verloren hat!

„Ach! Wer bin ich, daß Gott mir
„Mein Kind allein beſchützt,
„Wenn über allen Andern
„Das Schwert des Würgers blitzt!

„Ich aber hab nur Eines,
„Nur Eines, Gott, iſt mein!
„Du haſt es mir gegeben,
„Du wirſt doch gnädig ſein!

„Ich will nicht feige zittern —
„In Deiner Hand mein Kind!“
Da ſcheinen die Laternen
Im ſchweren Dunſte blind.

Das Haus iſt öd und traurig,
Und war doch freundlich warm,
Die Straßen ſind ſo düſter,
Erdrückt von Leid und Harm.

Da pocht es an die Pforte; —
Mit bleichem Angeſicht
Und trübem Blick ein Wandrer
Tritt ſacht herein und ſpricht:

„Ihr habt im Hauſe Kinder?
„Nur Eines nehm ich fort!“
Ihm ſtürzt die arme Mutter
Zu Füßen bei dem Wort.

Sie kann vor Angſt nicht ſprechen,
Hebt zitternd ihre Hand,
Da hat der Fremde weinend
Sein Antlitz weggewandt.

Er ſchüttelt leiſe, leiſe,
Das ſchöne, dunkle Haupt,
Und hat mit einem Blicke
Ihr einzig Kind geraubt.

Und an dem Horizonte
Wie Blut das Morgenroth,
Das lag auf den Gefilden,
Wie kalter Schlachtentod.

Der Krieg.

Aus Plevna wandert ein Geiſterzug,
Die türkiſchen Helden gefangen,
In Fetzen und barfuß, von Hunger verzehrt,
Die Glieder ſchlottern und hangen.

Viel Tauſende wanken wie Schatten dahin,
Zur Donau ziehen die Armen,
Die nächtlichen Wolken durchheult der Wind,
Laut brüllend, wie Schlachtenerbarmen.

In lautloſer Stille ſo wandern ſie hin
Durch ſchneeverdichtete Fluren,
Bedeckt mit Leichen — die Raben und Krähn
Verkünden der Fallenden Spuren.

Nur Leichen liegen von Plevna hin
Zur Donau in Reihen geſäet,
Ein gräßlich Schlachtfeld, wo Roß und Mann
Am Wagen erfroren, verwehet.

Die Wandernden ſchreien um Hülfe noch,
Dann knien ſie, beten ſtille,
Mit ihren Armen gen Morgenland,
Und ſterben — 's iſt Allahs Wille.

Von Plevna zur Donau, wer Kräfte hat,
Vollendet die grauſige Reiſe,
Da glitzert düſter, im Abendroth
Nicopolis, ſtarrend von Eiſe.

Und rings ertönt ein Heulen und Schrein:
„O wollet uns Speiſe doch geben!
„Was habt Ihr nicht lieber erſchoſſen uns gleich!"
Die Lüfte, die eiſigen, beben.

Zehntauſend Gefangene ſchreien nach Brod,
Kein Brod iſt zur Stunde zu haben,
Und markerſchütternd durchtobt der Schrei
Die Straßen, die Wälle, den Graben.

Zehntausend liegen in jener Nacht
Verhungernd, mit sterbendem Munde,
Die Sieger sind selber von Tod bedroht —
Kein Brod! und nur Eis in der Runde!

Kein Brod! und von jenseits da winkt das Land,
In dem lange verheißenen Frieden,
Doch hat sie die Donau mit krachendem Eis
In gewaltigen Massen geschieden.

Kein Brod! und es frieret in jener Nacht,
Als hätte Natur sich geschworen,
Den beiden Heeren den Untergang,
Fast waren sie Alle verloren.

Doch endlich grauet der Tag, es kann
Die Panzerbarkasse nur wagen,
Vom Eis getragen! ein wenig Brod
Zu gemarterten Helden zu tragen!

Magdalena.

Laß mich die Sünde Dir bekennen,
Da Du nicht wehrest, Dir zu nahn,
Nur Ihn, Ihn will ich nimmer nennen,
Ich habe Sünde nur gethan.

Ich hab ihn liebreich angezogen —
Zu lockend war mein Angeſicht!
Ich rief ihn! er hat nicht betrogen!
Verdamme mich, — den Armen nicht!

Ich hab dem Knaben mich gegeben,
Ich hab ihn, ach! ſo ſehr geliebt!
Ich gab ihm Ehre, Glück und Leben,
Das zählt nicht, wenn man freudig giebt.

Ich dachte, nichts dürft ich behalten,
Ich war zu wenig noch für ihn,
Mich hielten ſeiner Lieb Gewalten,
Ich wollte nicht die Sünde fliehn.

Klag ihn nicht an! ich hätte gerne
Gebreitet mich vor ſeinen Fuß,
Vom Himmel hätt ich tauſend Sterne
Geholt für einen einzgen Gruß.

Daß ich mich ſelber, ohne Zaudern,
Dem Heißgeliebten hab beſcheert,
Daß ich ihm ſelber, ohne Schaudern,
Mein Heiligthum entweihn gelehrt,

Das war, weil ich mich ſo geringe
Gefühlt, wie ſeine niedre Magd,
Das war, weil ich die ſüßen Dinge
Geglaubt, die er im Scherz geſagt.

Ich wußte nicht, wie Männer ſcherzen,
So ernſt, in ſtürmſcher Ungeduld,
Ich glaubte ſeinen großen Schmerzen
Und Bitten — das war meine Schuld!

Ich hätte beſſer wiſſen ſollen,
Daß ſie doch nur wie Kinder ſind,
Daß ſie ſo tief, begehrlich ſchmollen,
Und dann vergeſſen, wie der Wind.

Daß, wie der Wind, ſie weiter ſchweifen,
So frei, ſo leicht zu Luſt und Glück,
Derweil wir ſchwere Ketten ſchleifen,
Die wir geſchmiedet, Stück um Stück.

Verzeih mir, daß ich ſo zerriſſen
Dir nahe, da von meiner Laſt
Und meiner Sünde Du nichts wiſſen,
Nicht ahnen kannſt, was mich erfaßt!

Ich rühre bebend Deine Füße,
Ich netze ſie mit Thränenfluth,
O wüßteſt Du, wie bang ich büße,
Wie brennend meiner Reue Gluth!

Und dieſe Gluth ſie wird verzehren,
Was unrein mich und ſchlecht gemacht;
Mein Lieben, Leiden, meine Zähren
Sind, mich zu läutern, dargebracht!

Ein Mörder.

Sie war ſo wundervoll,
Berühmt in ganz Athen,
Man drängte ſich, vorbei
Sie ſchreiten nur zu ſehn.

Das Mägdlein an der Hand,
In goldner Locken Schwall,
Mit Augen gleich dem Reh
Und Silberſtimme Fall.

Voran der ſchönſte Knab
Athletiſch und gewandt,
Wie das olympſche Bild,
Den Discus in der Hand.

Gleich Elfenbein die Haut,
Und lockges Rabenhaar,
Das Auge brombeerſchwarz —
Die Mutter ganz und gar!

Der Beiden Angeſicht
Von claſſiſch feinem Schnitt,
Um das ein warmer Ton,
Wie ſonnger Schatten glitt.

Wie glücklich Jene ſind!
So klang es ihnen nach,
Wenn man von dieſer Frau
Und ihren Schätzen ſprach.

Die Kinder liebten ſich
Mit ſolcher Schwärmerei,
Nie ſah man Eins allein,
Das Andre war dabei.

Der Knab voll Ungeſtüm,
Das Mägdlein zärtlich weich,
Er ſchützte ſie, ſie half
Bei manchem luſtgen Streich.

„Sieh her!“ ſo ſprach er einſt,
„Des Vaters Prachtpiſtol!
„Gieb Acht! ich ſchieß Dich todt!
„Steh ſtill! ich treffe wohl!“

Das Mägdlein lacht: „So triff!
„Ich habe keine Angſt!
„Ich halt es in den Mund,
„Wenn Dus von mir verlangſt!“

Der Knabe lacht und zielt
Und drückt faſt unbewußt,
Und ſchießt dem Schweſterchen
Die Kugel in die Bruſt!

Sie fällt, die Wunde drückt
Sie mit den Händen feſt,
Aufſchreit der Knabe wild,
Hat an ſich ſie gepreßt.

Sie aber lächelt ſanft
Und küßt ihn noch und ſpricht:
„Ich ſterbe! doch ſei ſtill,
„Wies kam, das ſag ich nicht!“ —

Frauenhände.

Einſt freit ein alter König
Ein lieblich Mägdelein,
Mit Wangen wie die Roſen,
Mit Augen himmelrein.

In ſeinem müden Herzen
Iſt Frieden eingekehrt,
Und ſeinem todten Schloſſe
Ward Lebenslicht beſcheert.

Das lachte im Gemache,
Das ſchwebte durch den Saal,
Das ſtäubte vor den Augen,
Als lichter Sonnenſtrahl.

Zu jeder Stunde eilig
Muß er hinunter, sehn,
Ob nicht am hellen Tage
Sein Glückstraum wird vergehn.

Sie aber hat ganz heimlich
Zur schönen Weihnacht heut
Ihm kleine, zarte Blumen
Auf seinen Weg gestreut;

Auf Kännchen und auf Tassen
Sie kunstvoll fein gemalt,
Ein Blick, ein thränenfeuchter,
Hat zärtlich sie bezahlt.

Doch zu dem Kammerdiener
Streng der Gebieter spricht:
„Der wird sogleich entlassen,
Der hier ein Stück zerbricht.

Viel kostbarer als Kronschmuck,
Als Alterthümerschrein,
Sind diese kleinen Dinge,
Zur Warnung laßt es sein!"

Drei Tage gingen kaum noch
In Winterpracht dahin,
Da steht der Kammerdiener
Bleich vor der Königin.

Nun iſt es doch geſchehen,
Faſt bin ich von Verſtand!
Es viel die Zuckerſchale
Vor Angſt mir aus der Hand!

Der König iſt gar ſtrenge,
Was er befohlen, iſt
Noch nie geändert worden,
Geſchenkt zu keiner Friſt.

Wenn Ihr nicht Gnade übet,
So iſts um mich geſchehn,
So muß ein alter Diener
Mit Schimpf und Schande gehn!"

Die Königin ſpricht lächelnd:
„Nichts weiter? bring mir her
Geſchwind nur alle Stücke;
Mit meinem Kitt! ſchau her,

Wie knapp ich ſie ſchon fügte,
Wer ſiehts der Schale an!
Nun fülle ſie wie täglich,
Stell auf den Tiſch ſie dann!"

Er thut wies ihm befohlen,
Und zitternd denkt er noch:
„Sie iſt ſo gut! doch ſehen
Wird es ſein Auge doch!"

Der König kommt zum Frühstück
In Blumenduft herein,
Und seine schönste Blume
Steht strahlend mitten drein.

Sie breitet so geschäftig
Sein Mahl mit weißer Hand;
So zierlich, so verlockend,
So rasch und so gewandt.

Doch plötzlich fällt die Schale
Ihr hin, — ein leiser Schrei!
Da liegt sie auf dem Teppich,
Ganz still und ganz entzwei!

Die Königin hat erglühend
Die Scherben angeblickt
Und spricht mit Schelmengrübchen:
„Werd ich nun fortgeschickt?"

Der König schaut die Scherben
Und dann sein Weibchen an,
Die lachende Verräther
Auf ihn nicht richten kann.

„Du bist ein Engel!" spricht er
Und hält sie sanft im Arm,
Er neidet selbst die Sonne:
Die küßt sie gar zu warm!

Moſes.

Nur Waſſer! ſchrie das Volk, „Wir ſterben!“
Und Moſes ſah die dürre Erde,
Das ehrne Blau: „Biſt Du Jehovah,
So nahe mir, ſo ſprich Dein Werde!

So leihe meinem Arme Kräfte,
Daß ich aus Steinen Waſſer ſchlage,
Daß ich vom ſichern Tod errette
Mein armes Volk, das ſchwache, zage!

Du haſt mich auserwählt, Jehovah,
Und willſt mich nun ſo ganz verlaſſen,
Daß die ich führte, mich im Tode
Mit Fluch beladen, und mit Haſſen.

Lehr mich verzweifeln nicht, Jehovah!
Hier ſteh ich Menſch im Wüſtenſturme,
Ich führ ein Volk — gewähre Gnade,
Soviel, wie Deinem letzten Wurme.

Es wiſſen nicht, die mir vertrauen,
Von meiner Seele heißen Qualen,
Wie einſam ich und ſtill verſchmachte
In meines Zweifels Wüſtenſtrahlen.

Du haſt gerufen mich, Jehovah,
Und ich gehorchte, meiner Schwäche
Uneingedenk, daß ich befreite
Mein Volk und ſeine Ketten bräche.

Laß Gott mich hier allein verſchmachten,
Wenn ich nicht werth, Dein Volk zu leiten,
Laß es mit einem beſſern Führer
Dem Canaan entgegenſchreiten.“

Und rings umheult mit ſchwarzen Lippen,
Mit hohlen Augen ihn die Menge,
Sie ſchleppen klagend ihre Todten
Heran, in toſendem Gedränge.

Das junge Weib, den Greis, den Säugling,
Den Jüngling mit den Rabenhaaren,
Die holde Maid, ſie Alle bringen
Herbei ſie auf den dürren Bahren.

Sie fluchen ihm, und händeringend
Erflehn von ihm ſie Hülfe wieder,
Er aber ſteht und ſchaut ſo einſam
Aus Weltenweiten auf ſie nieder.

Er ſteht, ein Fels, in grauſger Brandung,
Er zeigt kein Zittern, Zweifeln, Wanken.
Wer lieſt auf ſeiner Herrſcherſtirne,
Die todestraurigen Gedanken!

Dann hebt den Stab er ſtill, gelaſſen,
Und rührt das ſtählern Felsgeſteine,
Und rauſchend ſtrömt in reicher Fülle
Die Quelle, von kryſtallner Reine.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.